Das ewige Licht.

Der Erzählung zweiter Teil.

(Fortsetzung der gleichnamigen Erzählung von P. Rosegger.)

Studie

von

D. Peter Reinhold Grundemann,
Pastor in Mörz bei Belzig.

Leipzig,
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes,
C. Braun.

Vorwort.

Roseggers Erzählung: „Das ewige Licht" ist, wie viele andere Werke des hochverehrten Dichters, von Tausenden mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Viele aber haben sich beim Beschluß einer gewissen Wehmut nicht entschlagen können. Es ist allerdings betrübend, von einem schönen Stück Leben da Abschied nehmen zu müssen, wo es in tiefem Verfall liegt, und alle Bemühungen es zu retten vergeblich waren.

Unter solchen Eindrücken versuchte ich eine weitere Lösung des in der Erzählung gezeichneten Problems. Ich glaubte dann freilich auf eine Veröffentlichung verzichten zu müssen, als der Dichter gelegentlich verlauten ließ, er wolle später selber eine Fortsetzung liefern. Indessen derselbe war so liebenswürdig mich zur Herausgabe selbst zu ermuntern. Er schrieb mir:

„Ich habe gegen die Veröffentlichung Ihrer Novelle gar nichts einzuwenden. Mir wird Ihr Standpunkt ja hochinteressant und lehrreich sein. Ich muß mit meinem II. Teil ohnehin eine Weile verstreichen lassen, weil nach dem Tode Wiesers (1889) eine Anzahl Jahre vergehen muß, daß sich etwas entwickeln kann. Sollte ich dann auch den Stelzen=

bacher berühren, so sind in der Dichtung ja verschiedene Standpunkte erlaubt.“ — — — —

Auf Grund dieser Erlaubnis wage ich hiermit, meine Fortsetzung der Öffentlichkeit zu übergeben.

Dabei möchte ich an den geneigten Leser die Bitte richten, bei der Beurteilung meiner Arbeit die Umstände, unter denen sie entstand, ein wenig zu berücksichtigen. Mitten im Gedränge wichtiger Geschäfte mußte ich, um die aufregenden Nachwirkungen des ausgezeichneten Roseggerschen Buches zur Ruhe zu bringen und wieder zu ungestörter, anderer Arbeit fähig zu werden, mir die Zeit zu diesem Versuche abringen. Ich konnte daher nur eine Studie geben. Die Kritik wird jedenfalls gegenüber Roseggers prächtigen, lebensvoll gezeichneten Figuren, die meinen, die so äußerst mager ausgefallen sind, angreifen. Man vergesse nicht, daß ich eben nur skizzieren durfte. Manche meiner Figuren sind lediglich in Umrissen angedeutet. — Sollte übrigens (was ich nicht erwarte) meine Arbeit Anklang finden, so daß sie ein zweites Mal verlangt würde, so wollte ich mich wohl bemühen, die Skizzen weiter auszuführen.

Hoffentlich stimmen die Leser dem von mir angedeuteten Wege zu, auf dem man in den mancherlei Wirren unserer Zeit wahrhaft zum ewigen Licht gelangen kann.

Mörz, bei Belzig, den 8. August 1897.

P. R. Grundemann.

Im März 1897.

Es klopft. „Herein!" Ein junger Mann, bleich und angegriffen, tritt ein. Er grüßt nur kurz, aber heftet einen inständig bittenden Blick auf mich.

„Was wünschen Sie?"

„Retten Sie mich," sagt er zitternd, mit tonloser Stimme.

„Lieber Freund," erwidere ich, „Sie scheinen sehr aufgeregt. Setzen Sie sich und lassen Sie uns in aller Ruhe sprechen."

„Ich darf mich nicht setzen. Retten Sie mich," wiederholte er dringender.

„Aber ich muß doch erst wissen, wer Sie sind, und wovon ich Sie retten soll."

„Ich heiße Luzian Stelzenbacher. Retten Sie mich ganz — für Zeit und Ewigkeit."

Ich schlage mir mit der Hand vor den Kopf. „Luzian, du kommst zu mir? Hast mich gar sehr gedauert und ich hab oft mit herzlichem Mitleid an dich gedacht, dein alter guter Pfarrer hat dir nicht helfen können, sondern dich zum Rolf gewiesen. Hat der's nicht gekonnt?"

„Der Rolf ist ein Heiliger. Wenn ich's ihm vielleicht auch ablernen könnt', mich im äußeren Sonnenlicht,

auf dem Stöckelstein, zu baden, in mir würde es immer finster bleiben — kein Strahl vom ewigen Lichte. Ich bin sündig; ich bin verdammt!

„Mein armer Freund," sage ich liebereich, „woher ist es denn so finster in dir? Scheint denn nicht die Gnadensonne für alle Menschen? Lux vera, quae illuminat omnem hominem venientem in hunc mundum! Wer beibt im Finstern? Nur der, welcher diesem Licht keinen Eingang in sein Herz gönnt. Das ist dein Unglück, daß du die Luken deines Herzens nicht aufzuthun verstehst. Wenn du das noch lernen könntest, so würde es deine Rettung sein."

„Lehren Sie's mich; ich will lernen wie der jüngste Schulbub: Führen Sie mich; ich folge blindlings."

„Luzian, 's ist nicht Menschenwerk; 's ist Gottes Werk. Wer immer das Herz dem ewigen Lichte erschlossen hat, hat's nicht aus eigener Vernunft und Kraft gethan. Auch kann kein Mensch dem andern helfen. Willst du dich auf einen menschlichen Meister verlassen, so ist das letzte eben so verfehlt, wie das erste."

„Ach Gott, Herr Pastor, Sie quälen mich auch nur. Helfen Sie mir doch!"

„Luzian,. du dauerst mich tief. Aber sieh, ich bin ein viel beschäftigter Mann. Sieh da die Stöße von Monatsblättern, die ich eigentlich alle gelesen haben sollte, siehe hier auf meiner Tafel die Arbeiten verzeichnet, die ich für die nächsten Monate übernommen habe. Und dann die Hauptsache, mein Pfarramt, wenn's auch lange nicht so beschwerlich ist, wie das im Torwald — aber verstehst du, mir bleibt kaum eine Mußestunde, daß ich noch etwas neues vornehmen könnte."

Sein bleiches Gesicht wird noch trauriger. Aber wieder kommt die Bitte über seine Lippen: „Retten Sie mich!“

Da denk ich bei mir: „Nächsten Sonntag, Reminiscere, haben wir das Evangelium vom kananäischen Weibe. Die hat den Herrn auch so inständig gebeten — und zuletzt hat er ihr die Bitte nicht abschlagen können.“ „Luzian,“ sage ich, „was ich thun kann! Hier ist meine Hand!“

Er schlägt ein. Mich fröstelt's: So kalt! — — —

* *
*

Was war das? Wie kann man nur so lebhaft träumen! Die Frühlingsluft macht einen so müde, daß man auch bei der kurzen Mittagsruhe von festem Schlafe überwältigt wird. Ich bin erwacht. Meine Hand ruht auf dem kalten Marmor-Briefbeschwerer, der vor mir auf dem Tische liegt. Ich muß lächeln. Also das war die kalte Hand des geisterhaften Luzian!

Nur gut, daß alles ein bloßer Traum war! Das fehlte mir noch, jetzt in dieser bedrängten Zeit eine neue Arbeit anzufangen!

Doch der Luzian ist abermals gekommen bei der Nacht und hat bitterlich weinend gesagt: „Wenn Sie Ihr Versprechen nicht halten, bin und bleibe ich verloren ewiglich!“

Da hab ich gedacht: „Versprechen soll man nicht brechen“ und bei mir selbst beschlossen: es komme wie es wolle; ich versuche es, den Luzian zu retten.“

* *
*

Im April 1897.

Liegt da auf meinem Tische ein großer, feiner, vornehmer Brief. Ich öffne ihn. Links in der Ecke steht ein sonderbares Zeichen. Richtig, das ist ja das Swastika-Kreuz, 卐, über das Gaillard ein dickes Buch geschrieben hat. Darunter: „Gesellschaft zur Pflege des östlichen Lichtes.“ Es giebt doch sonderbare Schwärmer. Als wenn wir nicht jeden Morgen von Osten her unser Licht erhielten, und nicht auch das Geisteslicht, das uns mit vollem Glanze leuchtet, von Osten stammte. Doch was will der Mann? Ich lese:

Sehr geehrter Herr!

Der Gefälligkeit des Herrn N.... verdanke ich die Einsicht in Ihr Manuskript, das Sie des ewigen Lichtes zweiten Teil zu nennen belieben. Sie wollen Rosegger berichtigen! Ich finde für dieses Unterfangen nicht einen parlamentarischen Ausdruck. Sie ahnen wohl nicht, welch einem vernichtenden Urteile der ganzen litterarischen Welt Sie sich aussetzen werden, wenn Sie, wie ich vermute, mit Ihrem ersten schriftstellerischen Versuche auf diesem Gebiete, den Kampf gegen einen Mann aufnehmen, der mit Recht unter die gefeiertsten deutschen Autoren gezählt wird. Es ist nur ein wohlmeinender Rat, wenn ich Ihnen sage: „lassen Sie Ihr Manuskript als schätzbares oder unschätzbares Material in Ihrem Kasten liegen.“

„Aber die Sache hat noch eine ernste Seite von weittragendster Bedeutung. Rosegger hat uns

meisterhaft den völligen Bankerott der sogenannten christlichen Weltanschauung gezeichnet, mit allem, was darum und daran hängt. Er giebt uns ein getreues Bild des ganzen Jammers dieser elenden sichtbaren Welt. Es ist zu bedauern, daß ihm der Schlüssel östlicher Weisheit fehlte, sonst würde er sein Werk noch weiter damit gekrönt haben, daß die volle Erkenntnis dieses Jammers eben das ewige Licht ist, und hätte die Gestalten seiner Dichtung nicht immer noch nach positivem Lichte tappen lassen. Aber abgesehen davon hat er sich ein großes Verdienst erworben, indem er gründlich mit dem faulen Optimismus aufräumt, in dem nun schon seit ein paar Jahrtausenden der beste Teil der Menschheit versumpft. Jeden Versuch, die von ihm so deutlich aufgezeigte Fäulnis mit einer etwas veränderten Auflage des Optimismus zu überkleistern, weisen wir als ein Attentat gegen die geistige Entwickelung der Menschheit mit Entrüstung zurück.

Im übrigen zeichne ich mich

hochachtungsvoll

Ew. Hochwürden ergebenster

Dr. H.......

Was sollte ich wohl darauf entworten? Eine Verständigung mit dem Herrn wäre nicht möglich gewesen. Hätt' es mir wohl nicht geglaubt, daß mir ein Kampf wider den hochverehrten Mann, der unser Volk versteht und darzustellen weiß, wie kein anderer, ganz ferne lag. Dem verdanke ich so viel und habe von ihm so viel ge=

lernt, daß es mir gar nicht in den Sinn kommen kann, ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Wenn aber der Meister mit dem Zauberstabe seiner Dichtung seinen Gestalten so viel Leben einhaucht, daß sie hernach umgehen und andern Leuten keine Ruhe lassen — wochenlang — so kann er doch nichts dawider haben, wenn sich einer den Notschrei eines so armen, verzweifelten Subjekts zu Herzen gehen läßt und wenigstens den Versuch zur Rettung macht. Ob das dem Publikum gefallen wird oder nicht, das läßt mich sehr kalt. Wer ein Werk der Barmherigkeit thut, darf auch nicht fragen: „Was werden die Leute dazu sagen?“

Was aber die weitere Darlegung des Herrn H..... betrifft, so ist es mir doch sehr unwahrscheinlich, daß unser verehrter Rosegger mit den Herren vom „östlichen Lichte“ in einen Kerb hauen sollte und mit ihnen noch weiter bei Bonzen und Buddhisten in die Schule gehen wird, um sich mit dem Schlüssel der östlichen Weisheit den radikalen Pessimismus vollständig zu erschließen.

Einen furchtbaren Bankerott hat er uns allerdings dargestellt. Erschütternder hätten uns die Schäden der katholischen Kirche und ihre Unfähigkeit, die brennendsten Fragen der Menschheit zu lösen, gar nicht vorgeführt werden können. Aber ist damit der Bankerott des Christentums erwiesen? Wenn eine der Formen, in denen es in die Erscheinung getreten ist, zusammenbricht, so ist es selber damit noch lange nicht zu Grunde gegangen. Das Christentum ist Geist und Leben, es kann nicht untergehen. Die Herrn vom östlichen Lichte übersehen ganz den Unterschied der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche. Trotz der

trügerischen Spekulationen, mit denen sie sich vieles vormachen, sehen sie, wo es sich um die christliche Kirche handelt, nur das, was sinnlich wahrnehmbar ist. Für die wahre Kirche fehlt ihnen noch das Licht, und schwerlich wird sich jemals bei ihnen ein Dr. Röntgen finden, der es zu entdecken vermöchte.

Dr. H..... bedauert, daß Rosegger nicht noch viel negativer ist und möchte ihm das letzte Fünkchen seines Lichtes auslöschen. Ich bedaure es, daß der gefeierte Autor, wie es scheint, keine Gelegenheit gehabt hat, die Wirkungen der einen, heiligen, christlichen Kirche kennen zu lernen. Er würde sonst ein anderes Ideal des wahren Christentums, als das des Rolf seinen Lesern vorgeführt haben.*)

Ich kann mir nicht helfen: Diese Gestalt ist in vielen Beziehungen nicht aus dem Leben genommen, was sich sonst von den übrigen Personen in höchstem Maße sagen läßt. Sie haben Fleisch und Blut, wie wir's oft im Leben gerade so gesehen haben. Der Rolf ist ein künstliches Gebilde, das wir in der Wirklichkeit vergeblich suchen. Er soll Vertreter des wahren Christentums. sein. Aber ihm fehlt das Herzblut und der Pulsschlag des letzteren. Rolf steht bei allem Gegensatz gegen die katholische Kirche noch fest in ihren Grundanschauungen. Daher ist bei ihm kein Trost und keine Hilfe zu finden.

Ich habe mich bemüht, Erscheinungen im Leben unserer Zeit nachzuweisen, in denen sich Wirkungen der

---

*) Ein höchst lehrreicher Versuch würde es sein, die weitere Geschichte des Rolf bis zu seinem Ende zu schreiben.

wahren Kirche offenbaren. Es wird nicht an solchen fehlen, die mir unterschieben, eine Glorifizierung der evangelischen Kirche sei die Absicht meines Versuchs. Aber sicherlich doch nicht die Glorifizierung einer empirischen Form derselben. Ich habe doch genügend angedeutet, daß alle sichtbaren Gestaltungen der Kirche viel irdische und menschliche Schwächen an sich haben und in manchen Stücken der Vergänglichkeit unterworfen sind. Aber davon möchte ich nach einer ziemlich langen Lebenserfahrung zeugen, daß auf evangelischem Boden sich reichlich Gelegenheit findet, wo unter dem ewigen Lichte sich unvergängliches Leben entfaltet.

Vielleicht wird man mir vorwerfen, ich hätte Luftschlösser gebaut; Graf Below's Schöpfungen z. B. gehörten nicht der Wirklichkeit an. Doch kann ich nachweisen, daß die Elemente, aus denen sie gebildet wurden, in der That vorhanden sind, wenngleich unter anderen Verhältnissen. Ich erinnere nur an die auch heute noch lebenskräftigen Anstalten Gustav Werners, sowie an zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen christlicher Industrieller, die ich zum Modell für meine Studien nahm. Ich habe nur Gebrauch gemacht von dem Rechte des Autors, verschiedene Züge zusammenzufassen — und zwar nicht in weiterem Maße, als dies auch Rosegger z. B. in der Schilderung der zersetzenden Einflüsse moderner Kultur im Torwald gethan hat.

Was aber soll ich dem Herrn Dr. H..... antworten?

„Gar nicht!“

„Nein, lieber Freund, das würde ja ungezogen sein.“ — — — —

„Auf lange Auseinandersetzungen kann ich mich

nicht einlassen. — Jetzt hab' ich's. Ich schicke ihm meine Karte und setze auf die Rückseite das alte Christenzeichen."

In hoc signo vinces!

☧

1. Die Rettung.

Lieblich liegt das alte Kloster St. Luziensteig am Fuße des Fläscherberges, umgeben von saftigen Wiesen, in seinem stillen Thale. Rechts überragt der schroffe Falknis mit seinen grauen Felsenwänden die dicht bewaldeten Vorberge. Links erhebt der mächtige Alvier seinen stolzen Nacken.

Im alten Kloster geht es oft recht vergnügt her. Es ist eine Wirtschaft darin. Der Wein ist gut, und die Leute, brave biedre Schweizer von echtem Schrot und Korn, gewinnen jedem das Herz ab, der für Einfachheit und Gediegenheit Verständnis hat. Auch die blühenden Kinder wird solch ein Gast in guter Erinnerung behalten. Sie haben ihre Freude daran, in der sonst verlassenen Kirche dreimal täglich zur bestimmten Zeit zu läuten. Schließlich dürfen wir den großen, treuen Bernhardiner nicht vergessen, der auch fast zur Familie mitgerechnet wird. — Wer jemals in Ragaz war und den höchst lohnenden Ausflug nach diesem beliebten Punkte nicht versäumt hat, wird meine Angaben bestätigen.

Es war 1889. Einer der letzten Augusttage ging zu Ende. Von der sauberen Fahrstraße aus konnte man in einiger Entfernung eine Gruppe sehen. Im Grase saß ein Ehepaar; davor die jüngeren Wirtskinder: ein kleines bekränztes Mädchen, das jüngere Schwesterchen

herzend, während ein Brüderchen freudig seinen Feldblumenstrauß in die Luft schwang.

„Sieh doch," sagte ein junger Maler zu seinem Begleiter, „ist's nicht, als ob die da drüben Ludwig Richters ‚Abendlied'*) hätten als lebendes Bild stellen wollen?"

„Richtig!" war die Antwort. „Nur ist der Bernhardiner etwas zu groß, um Richters kleinen Pinscher vorstellen zu können."

„Und das Heiligenbild fehlt," bemerkte der andere.

„Die Heiligenbilder gehören einer Kulturschicht an, die hier längst durch eine Schicht ganz anderer Art ersetzt ist. Drüben in Appenzell (Inner-Rhoden) sahen wir neulich jene. Aber trotz der krampfhaften Anstrengungen, die sie macht, sich über Wasser zu halten, ist offenbar ihre Lebenskraft dahin. — So ein Kloster wie hier, ist doch erst schön, wenn es keine Mönche oder Nonnen mehr beherbergt. — — Aber horch!"

Von drüben vernahm man leise Klänge. Das war die Melodie: „Nun ruhen alle Wälder." „Wahrlich sie singen auch sogar den Vers aus dem Claudiusschen Liede, den Richter unter seine liebliche Zeichnung gesetzt hat."**) Die Entfernung gestattete es einen Augenblick, das Touristenglas auf die Gruppe zu richten. „Ach so, Graf und

---

*) Neuer Strauß fürs Haus Nr. 15.

**) Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergängliches trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n.
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein.
(Aus Claudius: Der Mond ist aufgegangen.)

Gräfin Below. Sie wohnen in der Villa Blumenau, da pflegen ja die Frommen überhaupt Quartier zu nehmen."

Diese Unterhaltung wurde geführt, ohne eine Ahnung davon, daß der Graf und die Gräfin soeben in einem Stücke ganz ähnliche Betrachtungen angestellt hatten. Nur hatten sie nicht Appenzell zur Vergleichung herangezogen, sondern Alpenzell.

„Wie anders war's," sagte der Graf, „als wir neulich in Alpenzell der Klosterkirche gegenüber saßen. Da drang das einförmige Gesumme der Mönchsgebete zu uns herüber. Da flimmerte das matte Lichtlein der ewigen Lampe durch die bunten Scheiben. Hier das schöne, gotische Kirchlein so ausgestorben!"

„Ja möchtest du, daß hier wieder die Vespergebete geplappert würden? — Die Wirtsleute scheinen doch brave Christen zu sein."

Vom Turme erklang soeben das Glöcklein. Schweigend mit gefalteten Händen saßen die beiden da. „Ich glaube," fuhr die Gräfin fort, „es giebt auch jetzt hier noch Herzen, denen dieser Klang ein stilles Gebet entlockt, das besser zum Himmel dringt, als alle Lippengebete."

Die Sonne sank. Wie mit Feuersglut waren die schroffen Wände des Falknis übergossen, während sich der Alvier wie eine Silhouette schwarz aus dem Abendlichte abhob.

„Dieses Abendrot im Land der Eichen
Ist ein Morgenrot im Palmenland*)

summte der Graf vor sich hin. „Das ist ganz anderes

*) Der Pilger von St. Just.

Licht, als die ewige Lampe. Und doch nur ein schwacher Abglanz von dem wahren, ewigen Lichte."

Darauf intonierte die Gräfin mit ihrer metallreichen Stimme:

„Fahr hin! Ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint."

Der Graf hatte in sonorem Basse mitgesungen. — Schon fingen die glühenden Berggipfel an zu verglimmen. Da erhoben sich beide. Sie nahmen die spielenden Kinder freundlich bei der Hand und schritten der Wirtschaft zu, wo der Wagen bereit stand. Wirt und Wirtin waren herausgetreten, um sich mit biederem Händedruck zu verabschieden. Ein Bub', der in Ragaz noch eine Bestellung ausrichten sollte, hatte sich zum Kutscher auf den Bock geschwungen. Er mochte mit dem Nero besonders befreundet sein; denn dieser trabte neben dem Wagen her.

Als man sich der Rheinbrücke näherte, hatte das bleiche Licht des Vollmonds das entflohene Tageslicht ersetzt. Es genügte, am jenseitigen Ufer eine Gestalt zu unterscheiden, die scheinbar in großer Aufregung hin und her lief, dann plötzlich auf die Knie sank, bald aber sich wieder erhob, um verzweifelt die Hände zu ringen. — — Ein dumpfer Schall — und der Mann ist verschwunden. Da stürzt sich Nero heulend in die Flut. Man sieht etwas Dunkles aus dem Wasser mehrmals auftauchen und wieder verschwinden. Jetzt hat der Hund den Menschen gepackt. Es giebt einen kurzen Kampf. Dann schleppt das starke Tier mit großer Anstrengung rudernd seine Beute durch das Wasser.

Der Graf ist aus dem Wagen gesprungen. Er be=

ginnt sich seines Rockes zu entledigen. Doch der Kutscher wehrt. „Nit ins Wasser! 's ist zu stark!" Der Hund allein kann es nicht schaffen. Doch sieh', eine scharf nach links gehende Strömung kommt ihm zu Hilfe. Dort bei dem Weidengebüsch muß er dem Ufer ganz nahe kommen. Dahin eilt der Graf mit dem Kutscher. Es ist hohe Zeit. Doch es gelingt, den ohnmächtigen Menschen aufs Land zu ziehen. „Gott sei Lob und Dank," flüstert die Gräfin, welche von der Brücke aus bebend der aufregenden Scene zugesehen hatte.

Nicht ohne viel Mühe und Anstrengung schaffte man den Geretteten in den Wagen. Die Gräfin hüllte ihn in ihr Shawltuch und so schnell die Pferde laufen konnten, ging es dem mit elektrischem Lichte beleuchteten Kurorte zu.

* *
*

In der Villa Blumenau war große Aufregung. Der menschenfreundliche Wirt weigerte sich keinen Augenblick, den unglücklichen Menschen aufzunehmen. Ein Arzt war bald zur Stelle. Unter sorgfältigster Behandlung gelang es nach einigen Stunden den Ohnmächtigen wieder ins Leben zurückzurufen. Er sprach nur wenige Worte, aus denen nichts als Verzweiflung herausklang. Dann schwand die Besinnung aufs neue. Es stellte sich Fieber ein mit wilden Phantasien.

* *
*

Am andern Morgen sah man dem gräflichen Ehepaare die Folgen des aufregenden Erlebnisses an. Viel Teilnahme bekundeten manche Gäste, besonders als es be-

kannt wurde, daß sich aus einem Notizbuch des Geretteten ergeben habe, er heiße Luzian Stelzenbacher.

„Um Gotteswillen," rief der Regierungsrat P......, „das ist ja der unglückliche junge Mensch, für den ich mich kürzlich verwendet habe."

Dieser Herr hatte vor einigen Jahren mehrmals seine Sommerfrische in St. Maria im Torwald verlebt. Er hatte sich mit dem dortigen alten Pfarrer Wieser angefreundet und war durch ihn auf eine sehr arme kinderreiche Familie im abgelegensten Thalwinkel aufmerksam gemacht worden. Der alte, immer fröhliche Steinfranzel, erzählte der Rat, sei ein prächtiger Mann. Dieser, sein Sohn, sei durch Vermittelung des Pfarrers auf das Seminar in Appenzell gekommen. Von dort aber sei er vor Beendigung seines Studiums entwichen und nach längerem Umherirren den Sozialdemokraten ganz in die Hände gefallen.

Lange hatte Herr P...... nichts von ihm gehört, bis er ihn kürzlich hier in Ragaz in einem elenden Zustande antraf. Der junge Mann war über seinen Fehltritt zur Einsicht gekommen. Er wollte gern zu einem ordentlichen Leben zurückkehren und irgend eine Arbeit übernehmen. Aber seine früheren Genossen, die ihn als Verräter gebrandmarkt hatten, ließen ihn nirgends ankommen. Ganz abgerissen und verzagt war er in Ragaz umhergeschlichen, als der norddeutsche Herr durch eine scheinbar unwichtige Veranlassung seinen Namen erfuhr, und den Sohn des Hauses erkannte, für das er ein so lebhaftes Interesse gewonnen hatte. Er wendete die Kosten daran, ihn neu einzukleiden und verschaffte ihm nach einigen Schwierigkeiten eine Stelle in einer Fabrik,

deren Besitzer es vermocht hatte, seine Arbeiter den Einflüssen der Sozialdemokratie zu entziehen. Aber jetzt stellte es sich heraus, daß dort der strengste Katholicismus das Regiment führte. Bald war Luzian Stelzenbacher als weggelaufener Seminarist dort ebenso gebrandmarkt, wie bei den Sozialdemokraten. Als er auch jene Stelle verloren hatte, war er in vollste Verzweiflung geraten. So kam er zu dem letzten unseligen Schritt.

„Es ist sehr schade um den jungen Mann. Er ist gut beanlagt und hat etwas Tüchtiges gelernt. Wenn jemand ihn in ganz neue Verhältnisse verpflanzen könnte, würde er ein gutes Werk thun!“

„Erst wollen wir nur abwarten, ob für dieses Leben ihm noch eine weitere Laufbahn offen steht, sagte der Graf. Der Arzt hat soeben ein bedenkliches Nervenfieber konstatiert.“

Bei sich selbst aber beschloß er, alles was in seinen Kräften stehe, für diesen armen Menschen zu thun. In eingehender Besprechung erwog er die Sache mit der Gräfin. Seitdem übernahmen beide abwechselnd einen großen Teil der Pflege, obwohl ein besonderer Wärter für den Kranken angenommen war.

„Hätten wir nur eine Diakonissin hier!“ sagte die Gräfin. Sie selbst hat treulich den Diakonissendienst in barmherziger Liebe ausgeübt, in dem sie von dem edelmütigen Gatten treulich unterstützt wurde.

* * *

Die Krisis war überstanden. Äußerst matt lag der Kranke auf seinem Lager und richtete oftmals die blauen Augen fragend auf die Frauengestalt, die so unerklärlich

in seiner Pflege bemüht war. Doch aus Schonung mußte eine eingehendere Erklärung vermieden werden. Die Sprache der barmherzigen Liebe wird auch ohne Worte verstanden. —

„Wie steht es," fragte eines Tages der Graf den Arzt.

„Recht gut," war die Antwort. Ihr Pflegling ist außer Gefahr. Und nun rate ich Ihnen, lassen Sie bald Ihre Koffer packen und gehen Sie an irgend einen Ort, wo Sie wirkliche Erholung finden können. Für die Gräfin wenigstens ist's hohe Zeit. Sie hat als barmherzige Schwester schon viel zu viel ihrer Kraft geopfert. Wenn es so weiter ginge, müßten wir bald noch eine Patientin dazu bekommen."

Dem guten Rate durfte man allerdings nicht ausweichen. Auch die Gräfin fügte sich, obwohl sie zu weiterem Opfer bereit war.

Der brave Wirt der Villa Blumenau übernahm es, im Namen des Grafen dem Kranken alle mögliche Pflege angedeihen zu lassen. „Sobald man ohne Schaden mit ihm über seine Zukunft wird sprechen können, sagen Sie ihm, ich wäre bereit, ihm eine dauernde Stellung als Bureauarbeiter zu geben. Berichten Sie mir über das weitere Ergehen — und ob er geneigt ist, auf meinen Vorschlag einzugehen; ich werde ihm dann selber ausführlich schreiben."

Noch an demselben Tage saß das gräfliche Ehepaar in der Bahn. Sie eilten dem Vierwaldstädter See zu, um auf dem Axenstein den letzten Rest ihrer Sommerfrische zu verleben.

2. Neuer Boden.

Sandhügel, zum Teil mit Kiefernwäldern bestanden — dann wieder eine flache Thalmulde mit sauber beackerten Feldern und grünen Wiesen — dort ein spiegelblanker See von Schilf umkränzt — hier ein schlichtes Dörfchen — trauliche Häuschen mit altertümlichem Strohdach, da und dort ein Storchnest — das waren die wechselnden Bilder der märkisch-pommerschen Landschaft, an denen der Bahnzug die Reisenden wie im Fluge vorüberführte. Freundlich gab die Herbstsonne ihr Licht dazu.

Nachlässig in die Ecke gelehnt saßen zwei vornehme Herren und bliesen schweigend den Rauch ihrer Cigaretten vor sich hin oder drehten an ihren künstlich gepflegten Schnurrbärten. Plötzlich rief der eine zum Fenster hinausblickend: „Was ist das?" Zahlreiche Fabrikschornsteine kamen hinter einer Sanddüne zum Vorschein. Sie schienen gar nicht in diese Landschaft zu gehören. „Parsiner Eisengießerei, Papierfabrik, Braunkohlenwerke und was weiß ich sonst noch alles," antwortete der andere im verächtlichen Tone, „lauter gräflich Belowsche, fromme Versuchsanstalten." Nach einer Weile fuhr er fort: „Wenn doch Leute ihre Hände fortließen von Sachen, die sie nicht verstehen. Solche sozialen Quacksalbereien machen das Elend nur schlimmer. Was uns helfen kann, ist allein ein strammes Regiment ohne Sentimentalität. Vermehrtes

Militär, Waffen bester Konstruktion — das ist das richtige Rezept gegen die Sozialdemokratie." „Und Schutzzölle gegen die ver . . . . . ." setzte der andere hinzu, wobei er einige Worte verschluckte.

„Junker und Agrarier vom reinsten Wasser!" flüsterte ein wohlbeleibter Herr am entgegengesetzten Fenster seinem Begleiter zu, indem er mit seiner stark gebogenen Nase fast das Ohr desselben berührte und zum Überfluß die Hand mit zahlreichen Juwelenringen davorhielt. „Muß man doch zugeben, der Below versteht die Zeit. Habe selbst schon in Parsiner Prioritäten 'n feines Geschäft gemacht. Daß er ein Schwärmer ist, kann er für sich haben."

„Aber Sie wissen doch," sagte der andere, „daß er sich jetzt von der Börse ganz emanzipieren will?"

„Thut der Mann sehr unrecht," war die Antwort, „wird sich sehr schaden."

Während diese Gespräche in der zweiten Klasse geführt wurden, blickten aus einem Fenster der vierten ein paar Arbeiter mit ganz andern Gefühlen. „Du, August! Parsin! — Weeßte noch des verfluchte Nest?" sagte der eine, indem er seinem Genossen einen Rippenstoß versetzte. „Die dämliche Bande sitzt noch immer in die Pfaffen und die Mucker ihre Krallen."

Wer die Zeitverhältnisse einigermaßen kannte, hörte aus der Unterhaltung heraus, daß diese beiden als sozialdemokratische Agitatoren einen mißlungenen Versuch gemacht hatten, in Parsin Anhänger zu gewinnen. Es schien, als hätten sie dabei von derben Fäusten einen Denkzettel erhalten. „Warte man," das war schließlich der Trost, „die Zeit kommt schon, wo wir die ooch noch kriegen."

In einer Abteilung der dritten Klasse saßen ein paar Herren schon lange in eifrigem Gespräche. Der eine mit vollem, schwarzem Haar und Bart und der silbernen Brille, ein Mann in den Fünfzigern, war jedenfalls ein Geistlicher. Der andere, im grauen Jacket, der seine 25 zählen mochte, sah elend aus, wie nach kürzlich überstandener Krankheit. Seine Aussprache verriet den Fremdling. Ein paar andere Reisende hatten, zum Fenster hinausdeutend, von „den Bergen da" gesprochen. „Aber hier sind doch gar keine Berge!" hatte der Fremde schüchtern bemerkt, worauf der Geistliche lächelnd erwiderte, daß uns Flachländern auch die kleinen Sandhügel als Berge erscheinen. „Sie stammen wohl aus einem Gebirgslande?"

„Aus dem Salzburgischen," war die Antwort.

Jetzt sehen wir dem jungen Mann schärfer ins Gesicht. Richtig! Es ist der Luzian. Nun erzählt er ganz treuherzig, wie er sein Vaterland nach schweren Lebenserfahrungen verlassen habe. Wehmütig zuckte es auf seinem Gesichte, als er in kurzen Zügen schilderte, wie seine Heimat durch die Umwälzungen der neuen Zeit an den Rand des Verderbens gebracht sei. Von seiner Vorbereitung zum geistlichen Amte erwähnte er nichts. Jetzt stehe er im Begriff, eine ihm angebotene Stellung in Parsin anzutreten. Sein Reisegefährte zeigte sich mit den dortigen Verhältnissen vertraut. „Da ist es ganz ähnlich gegangen, wie in ihrer Heimat. Vor zwanzig Jahren noch hatten wir in unserer Gegend sehr patriarchalische Verhältnisse. Und noch jetzt können Sie bei uns reine Bauerndörfer finden, in denen die eindringende Kultur erst sehr wenig von der Oberfläche abzubröckeln

beginnt. Weiter ist die Zersetzung in den Gutsbezirken vorgeschritten, wo bei dem jetzigen Stande der Landwirtschaft die Verhältnisse ziemlich düster aussehen. Aber es geht alles sehr allmählig. Wir haben hier nur wenig von so krampfhaften Erschütterungen gehabt, die alles über den Haufen werfen. In Parsin ist es allerdings so gegangen. Die Sache fing in Züllwitz an. Wäre es auf Parsiner Gebiet gewesen, so hätte der alte Herr Graf wahrscheinlich das Eindringen der Industrie verhütet. Aber die ersten Braunkohlen wurden auf Züllwitzer Acker gefunden. Es war mitten in der Gründerzeit. Eine Berliner Firma finanzierte die Sache. Die Aktien wurden schnell in die Höhe getrieben. Die meisten Bauern in Züllwitz waren mit einem Schlage reiche Leute. Sie spielten die großen Herren und meinten nicht mehr arbeiten zu brauchen. Die Tagelöhner verdienten in den Gruben gegen früher den doppelten und dreifachen Lohn. Es entstanden Wirtshäuser und Restaurants. Vergnügungssucht und Putzsucht führten das Regiment bei großen und geringen Leuten. Die Landwirtschaft wurde arg vernachlässigt. Auch einer von den vier Bauern, die es damals noch in Parsin gab, widerstand der Lockung nicht. Trotz aller Ermahnungen und der Anerbietungen, die ihm der Graf, zu persönlichen Opfern bereit, machte, verkaufte er seine Wirtschaft an die Industriellen. Jetzt begann auch dort der Umsturz. Landwirtschaftliche Arbeiter waren fast nicht mehr zu haben. Der gräfliche Wirtschaftsbetrieb mußte sehr eingeschränkt werden. Als man polnische Arbeiter heranzog, wurde die Not nur größer. Namentlich riß die Trunksucht ein, die in Parsin früher ziemlich unbekannt gewesen war. Dann kam der Krach.

Eine neue Gesellschaft übernahm für ein Spottgeld die Überreste der ersten Gründung. In kurzem begann von neuem ein wildes Gründungstreiben. Der Bau dieser Eisenbahn ermutigte es. Damals entstand die Eisengießerei und die Papierfabrik. Das stille Dorf mit seinem alten Park war bald der Schauplatz des rastlosen, lärmenden Treibens mit allem was drum und dran hängt. Die Kirche wurde leer; die Wirtshäuser voll. Rohheit und Gemeinheit nahmen überhand."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Er schien innerlich bewegt, als er fortfuhr: „Dem alten Grafen ist darüber das Herz gebrochen. Er war ein trefflicher Mann, der, wo er nur konnte, mit hingebender Liebe das Beste aller seiner Mitmenschen suchte. Was ihm fehlte, war Scharfblick und Thatkraft. Beides besitzt sein Sohn, Graf Kurt von Below, in hohem Maße, und die Menschenliebe seines Vaters hat er auch geerbt. Einige Jahre blühte die Industrie. Die neuen Fabriken hoben auch wieder den Grubenbau. Alles konzentrierte sich in Parsin. Da kam abermals ein Umschlag. Der Fall eines großen Bankhauses zog auch die Parsiner Fabriken in Mitleidenschaft. Die Aktien fielen überraschend schnell. Hier griff der junge Graf mit bewundernswertem Geschick mutig und schnell entschlossen ein. In kurzem hatte er die ganze Sache in seiner Hand. Daß er keine leichte Aufgabe übernahm, werden Sie verstehen. Bis auf den heutigen Tag ist seine Stellung nicht gefahrlos. Aber sein unerschütterliches Gottvertrauen giebt ihm den festen Halt, der vielen unerklärlich ist. Auch hat er zur Lösung der sozialen Frage mit seiner erfolgreichen Bemühung, die Arbeiter seßhaft zu machen und Industrie

und Ackerbau zu verbinden, jedenfalls einen richtigen Treffer gethan."

Der Pfiff der Lokomotive machte dem Bericht ein Ende. „Ich denke, ich habe Sie einigermaßen orientiert," schloß der Pastor, während Luzian sein Reisetäschchen zur Hand nahm. Dieser dankte herzlich; jener wünschte ihm mit kräftigem Händedruck Gottes Segen für seine neue Thätigkeit.

* * *

„Jetzt kommen sie," sagt die Gräfin, die schon seit einigen Minuten im Arbeitszimmer ihres Gatten wartend am Fenster stand. „Er sieht noch recht elend aus."

„Gott helfe, daß er bei uns gesund werde an Leib und Seele," erwidert der Graf, indem er sein Buch beiseite legt. — Luzian und Fritz kommen die breite Freitreppe herauf. Letzterer trägt die Reisetasche. Keine Livree verrät, daß er der gräfliche Diener sei.

Nach wenigen Minuten steht Luzian vor seinen Wohlthätern. In heftiger Bewegung wirft er sich auf die Knie und sucht das Kleid der Gräfin zu küssen. Mit einer von Thränen fast erstickten Stimme stammelt er Dank, Dank! Der Graf hebt ihn freundlich auf. „Lieber Freund," sagt er, indem er ihn sanft auf einen Lehnsessel schiebt, „Gott allein gebührt der Dank." Einen Augenblick kämpft er selbst mit seinem aufwallenden Gefühle. Dann fährt er mit fester Stimme fort: „Im übrigen nur immer ruhig und nüchtern."

Nach einer Pause muß Luzian ausführlich über sein Ergehen berichten. Er bezeugt schließlich, daß er wieder arbeitsfähig sei. „Aber wird Ihnen die Arbeit bei uns

auch schmecken? Nur trockenen Bureaudienst können wir Ihnen bieten. Wie wird der zu Ihrem früheren wissenschaftlichen Studium stimmen?" bemerkte der Graf. „Nichts sei trockener, als die Abrichtung im Seminar und nichts schrecklicher, als die ohne regelmäßige Arbeit vergeudeten Jahre," erwidert der junge Mann mit einem wehmütigen Lächeln; „er hungere nach ordentlicher Arbeit."

Weiter gefragt, ob ihm auch die genossenschaftliche Organisation zusagen werde, erklärt er begeistert, daß sie die Verwirklichung seiner Ideale sei.

„Na, na!" warnt der Graf; „erst probieren! Wir können uns weiter nichts rühmen, als eines schwachen und mangelhaften Versuchs und müssen es oftmals erfahren, wie schwer, ja unmöglich es ist, die volle Wahrheit in sichtbare Formen zu fassen."

Jetzt legt die Gräfin dem Gatten die Hand auf die Schulter. „Lieber Kurt," sagt sie sanft, „du brauchst dir wahrlich das Leben nicht mit allzugroßer Selbstkritik schwer zu machen. Der Rosen, die dir blühen, sind doch mehr, als der Dornen." Und dann zum Luzian gewendet: „Ich zweifle gar nicht daran, Herr Stelzenbacher, daß Sie sich hier wohlfühlen werden. Sie werden kräftig mit helfen, dem Elende unseres Volkes zu steuern."

* * *

Freundlich liegt das weinumrankte Pfarrhaus in Parsin, gegenüber der neuen Kirche. Stilgemäß entspricht es dem schönen, gotischen Bauwerk. Dort oben in einem bescheidenen Giebelstübchen hat Luzian sein Quartier gefunden. Man hatte es ihm freigestellt, ob er bei dem Oberinspektor oder bei dem Pfarrer Kost und Wohnung

nehmen wolle. Die Regeln der Parsiner Arbeitergenossenschaft erfordern es nämlich, daß unverheiratete Beteiligte einen vollen Familienanschluß finden. Der neue Bureaugehilfe hatte selber die Pfarre gewählt. Die Abneigung, die ihm früher gegen die Ketzer beigebracht worden war, schien völlig verschwunden zu sein. Er sollte seine Wahl nie bereuen.

Der noch junge Pfarrer Treusing kam dem Fremdlinge, dessen Lebensgang ihm nicht unbekannt war, freundlichst entgegen, ohne irgendwie aufdringlich zu werden. Im Äußeren ließ er überhaupt nicht viel von dem geistlichen Amte merken. Dem untersetzten Manne mit üppigem Vollbart und entschlossenem Blick, der seinen Schlapphut fast etwas nachlässig zu tragen pflegte, hätte wohl niemand seinen Stand angesehen. Der Fremde war überrascht, in seinem neuen Wirt sofort einen Forscher kennen zu lernen, der sich sachlich über alles mögliche zu orientieren suchte. Eine Stunde lang hatten beide in der einfachen Studierstube gesessen, in der einige herrliche kleine Kunstwerke auffallend von dem Mangel an sonst gewöhnlichem Luxus sich abhoben. Die angebotene Cigarre wurde abgelehnt, da der Arzt das Rauchen verboten. „Um so besser,“ sagte Treusing; „ich rauche überhaupt nicht.“ Dann hatte er sich eingehend belehren lassen über Salzburg und seine Bevölkerung, deren Sprache, volkstümliche Sitten, Bauart der Dörfer, Ackerbau, Alpenwirtschaft u. s. w. Dabei zeigte er eine allgemeine Bildung von verblüffender Vielseitigkeit, sowie ein großes Geschick, durch Fragen eine Fülle von Wissensstoff einzuheimsen. Der Gefragte aber hatte das befriedigende Gefühl eine Menge der ihn interessierenden Dinge, die sonst seiner Umgebung ganz fern

lagen einem sehr teilnehmenden Hörer vorzutragen. Daß die Unterhaltung nebenbei für diesen einen nicht unbedeutenden Ertrag physiologischer Beobachtung seines neuen Hausgenossen abwarf, merkte der letztere nicht.

Wie schön ist's doch, wenn man wieder allerlei neues lernen kann," sagte der Pastor, indem er sich von dem harten Eichenstuhle erhob. „Eigentlich war es wohl von mir etwas rücksichtslos, Sie bei der ersten Begegnung sofort so anzuzapfen. Aber nun kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, was wir hier haben und Ihnen dabei nach besten Kräften Rede und Antwort stehen. Ich denke, es ist gerade noch Zeit, einen Rundgang durch unser Dorf und seine Anstalten zu machen."

Die beiden Männer traten durch eine Veranda in den sauber gehaltenen Pfarrgarten, der sich zu einem kleinen See in sanfter Neigung hinabzieht. Vorn waren einige Rasenstücke noch schön geschmückt mit mancherlei Herbstblumen. Weiter folgten Gemüsestücke — zur Seite einige Reihen kräftiger Obstbäume. Mehrere Knaben waren beschäftigt, die rotbäckigen Äpfel einzusammeln. Jenseits des Sees erhebt sich eine ausgedehnte Sanddüne mit Kiefern (oder wie wir hier sagen: „Fichten", bemerkte der Pastor). An ihrem Fuße zieht sich das Arbeiterdorf hin. Seine weitläufig gelegenen, weißen Häuschen sind von Gärten umgeben, die zum teil ebenfalls bis an den See reichen. Rechts, nicht weit von der Bahnstation, liegt die Eisengießerei und Maschinenfabrik. Die Schlote rauchten. Das einförmige Geräusch des vollen Betriebes klang über den stillen, von keinem Lüftchen gekräuselten See. Still wie dieser war in diesen Tagen auch die Papierfabrik, die links, jenseits der mit Linden besetzten

Chaussee an einem kleinen Bach, dem Abfluß des Sees, liegt. Treusing führte seinen Gast nach einer Seitenthür des Gartens zwischen einer gut gehaltenen Obstbaumschule hindurch. „Sie müssen wissen," bemerkte er, „unser Graf hat uns hier alle mit seiner pomologischen Neigung angesteckt — und nicht zu unserm Schaden."

Jetzt war auf einem schmalen Pfade die Lindenallee erreicht. „Aber warum steht die Papiermühle still?" fragte Luzian. „Weil jetzt alles, was abkommen kann, bei der Kartoffelernte beschäftigt ist. Hier haben Sie den genialen Versuch unsres Grafen Industrie und Ackerbau miteinander zu verbinden. Er geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß ein Hauptnachteil des Fabrikbetriebes darin besteht, daß er die Menschen selbst zur Maschine macht und so ihre körperliche und geistige Gesundheit lähmt. Halten Sie einmal die Leute einer reinen Ackerbaugemeinde neben richtige Fabrikbevölkerung, der Unterschied springt sofort in die Augen, obwohl auch auf jener Seite sich manche Faktoren finden, welche die Gesundheit schädigen. Ackerbau und Industrie sind Momente in unserm Volksleben, die in erbitterter Feindschaft einander gegenüberstehen. Sollte es gelingen, sie zu versöhnen und miteinander zu verschmelzen, so würde das reichliche Früchte zur Gesundung des Volkslebens bringen. Nun gut, unser Graf hat den schwierigen Versuch gewagt. Unsere Leute sind alle ebenso Landwirte, wie Fabrikarbeiter. Jede Familie hat Garten, Feld und Wiese; die meisten eine Kuh, die Anfänger wenigstens ein paar Ziegen. Und nun ist es nach vieler fachkundlicher Arbeit und nach jahrelangem Probieren so eingerichtet, daß unsere Leute in zwei Schichten geteilt sind.

Die einen werden die Montagsleute genannt, die andern die Dienstagsleute. Jene gehen am ersten, dritten und fünften Tage auf den Acker und an den drei andern in die Fabrik. Diese haben es in umgekehrter Ordnung. Kommen dann Zeiten besonders dringender Ackerarbeit, so steht die eine oder die andere der Fabriken gänzlich still. Im Winter aber wird wochenlang Tag für Tag gearbeitet, freilich nur bei achtstündigem Arbeitstage."

Mit sichtlicher Spannung hatte der Fremde zugehört. Sie stieg noch, als der Pastor fortfuhr, die sozialen Gesichtspunkte des Unternehmens darzulegen. „Hier haben wir zwei andere Momente, deren bittere Feindschaft immer deutlicher zu Tage tritt: Die Besitzenden und die Besitzlosen. In Parsin finden Sie zur Zeit eigentlich keinen der letzteren. — Sie selbst," setzte er berichtigend hinzu," bilden augenblicklich die einzige Ausnahme. Sobald Sie ein paar Wochen hier gearbeitet haben, werden Sie sich im Besitze eines stets wachsenden Hypotheken-Anteils befinden, der Sie nach gewisser Frist zur Nutznießung eines Wohnhauses und einiger Morgen Acker berechtigt. Sie werden, ohne daß Sie es merken, Kapitalist und zwar wohlgemerkt durch Teilnahme an dem Ertrage der gesamten gemeinsamen Arbeit, der nach einem angemessenen Prozentsatze veranlagt ist, beziehungsweise von der Vertretung der Genossenschaft nach Bedarf neu reguliert wird."

„Hier ist ja der Traum verwirklicht," rief Luzian begeistert, „der mir schon so oft vorschwebte. Eine Andeutung davon hatte ich allerdings schon in dem Briefe des Herrn Grafen erhalten. Wie glücklich bin ich, hier eintreten zu dürfen!"

„Spannen Sie Ihre Erwartungen aber nicht zu hoch.

Was Sie als Traumbild gesehen, läßt sich nicht so ohne weiteres in die Wirklichkeit versetzen. Wir arbeiten unter großen Schwierigkeiten, und zwar nicht bloß unter äußerlichen. Ich fürchte, Sie sind sich über den Nerv der ganzen Sache noch nicht genügend klar geworden. Die socialen Probleme wären ja überhaupt äußerst leicht zu lösen, wenn alle Menschen ein Herz und eine Seele wären. Das echte Christentum allein ist die Macht, welche die Selbstsucht der Menschen zu überwinden und sie zu fester Gemeinschaft zu verbinden vermag.

Treusing hielt etwas inne; dann fuhr er fort: „Sie sind unter anderen Anschauungen groß geworden. Sie denken sich bei dem Ausdrucke „echtes Christentum" vielleicht ganz etwas anderes als wir. Aber darin stimmen wir wahrscheinlich überein, daß es auf Erden selten ist. Pauci sunt qui invenuint eam!" citierte er rücksichtsvoll nach der Vulgata. „Und wenn wirklich irgendwo etliche hundert Menschen zusammen sind, deren jeglicher den ernsten Willen hat, auf dem schmalen Wege zu wandeln, dann kommt erst oft die noch größere Schwierigkeit, daß dieser meint, hier gehe er und jener überzeugt ist, er gehe da."

„Doch das führt uns jetzt zu weit. Ich wollte nur andeuten, wie der Kern unseres Versuches das christliche Moment ist. Wir sind christlich-social. Darüber werden wir von verschiedenen Seiten angegriffen. Doch davon sprechen wir wohl später einmal ausführlicher. Jetzt sehen Sie erst, was wir in aller Bescheidenheit Ihnen zeigen können."

An der Papiermühle vorüber waren die beiden Männer aufs freie Feld gekommen. Im Scheine der

schon sinkenden Sonne sah man in einiger Entfernung eine lange Reihe von Arbeitern, meist Frauen und Mädchen auf dem Kartoffelacker fleißig an der Erntearbeit. Eine fröhliche Unterhaltung klang herüber. „Das ist auch genossenschaftliche Arbeit" erklärte der Pastor. „Alle stehen dafür ein, daß jedem seine Kartoffeln ordentlich eingebracht werden."

Nun kam man in das neue Dorf. Die breite Straße ist mit Bäumen bepflanzt, die nach Jahren einen prächtigen Schatten geben werden. Die Häuser sind nicht alle nach einem Muster gebaut. Hier und da zeigt sich verschiedene architektonische Charakterisierung. Die geisttötende Einerleiheit, die man sonst an Arbeiterwohnungen findet, ist hier sehr erfolgreich vermieden. Dabei aber ist alles einfach und zweckmäßig eingerichtet. Man sieht auf den ersten Blick, wie die Sorge für die Gesundheit beim Bau gewaltet hat. Auch fehlt keinem Häuschen der Schmuck der Blumen. Jedes hat neben oder hinter sich ein bescheidenes Stallgebäude, sowie ein wohlgepflegtes Gärtchen. Auffallend war darin meistens die Menge der jungen Obstbäume. Treusing nannte die bedeutende Summe, die von der Parsiner Genossenschaft jährlich für Baumschulartikel eingenommen wird.

Die Straße war jetzt ziemlich leer; wo sich aber Leute zeigten, sahen sie wohl und fröhlich aus und grüßten freundlich: „'n Abend, Herr Pastor!" Die Knaben nahmen mit tiefem Bückling ihre Mützen ab; die Mädchen knixten ehrerbietig und manches Kind kam heran mit ausgestrecktem Händchen.

Vor einem größeren Gebäude blieb der Pastor stehen. „Dies ist unser Gemeindehaus," erklärte er. Es „vertritt

das Wirtshaus. Eigentliches Wirtshausleben mit seinen Gefahren bedroht uns kaum noch, obwohl hier auch ein Glas Bier zu haben ist — aber kein Branntwein. Wir lassen es uns angelegen sein eine edle Geselligkeit zu pflegen. Gesangverein ist unsre Spezialität. Außerdem haben wir einen Posaunenchor, einen Jünglingsverein, einen Jungfernverein. Im Winter werden Bibelstunden und gesellige Gemeindeabende gehalten — Sie sehen, daß der Saal reichlich und vielseitig benutzt wird. Jetzt können Sie eben auch noch unsere Kleinsten hier sehen."

In einem Nebenzimmer hielt Schwester Bertha die Spielschule. Sie stand mitten in einer etwas unruhigen Kribbelei. Die Diakonissin entschuldigte sich nach kurzer Begrüßung, daß die Geduld ihrer kleinen Herde bereits erschöpft sei. Es war Zeit zum Schluß. Auf dreimaliges Händeklatschen wurde die kleine Gesellschaft noch einmal ruhig, sprach das Gebetchen und sang den Schlußvers. — Während die Kinder fröhlich hinaustummelten, stiegen die Besucher die Treppe hinauf zur Abteilung für Kranke und Sieche. „Sie umfaßt nur wenige Personen," sagte Treusing, „ein paar gebrechliche Mütterchen und einen blinden Mann, der hier noch allerlei Dienste verrichtet — dazu jetzt ein krankes Mädchen. Gott sei Dank, die Krankheiten sind bei uns nicht häufig." Er öffnet die Thür. Luzian fährt betroffen zurück. Da sitzt die Gräfin am Bette der Kranken, der sie einen Strauß bunter Herbstastern gebracht hat und nun eine Geschichte vorliest. „Verzeihen, Frau Gräfin, wir wollen nicht stören!" Sanft wird die Thür wieder geschlossen. Drauf Luzian: „Sie ist ein Engel in Menschengestalt. So hat sie auch meiner gepflegt!"

Die Wanderung hatte weiter an kleinen und einigen größeren Häusern vorüber zu einem Gebäude geführt, das augenscheinlich gewerblichen Zwecken diente.

Der Luzian spitzt die Ohren; das müssen heimatliche Klänge sein. Horch!

Af der Alm is ka Bleibn,
Thuat bald regnan, bald schneibn —

Jetzt tritt der Sänger, ein wettergebräunter Mann, zur Thür heraus und sieht verstummend dem Fremden ein Weilchen scharf ins Gesicht. „Oha! Bist nit dem Steinfranzel sein Luzian?“ „Gewiß, und wer bist Du?“ entgegnet der Angeredete mit heimatlichem Accent. Er steht wie vom Donner gerührt. „Kennst nit mehr den Görgl aus dem Kärntnerland, der beim Hirtner auf der Lieseralm gedient hat?“ Das war ja freilich schon lange her. Aber den Bewohnern der Alpen bleiben die in einsam erhabener Natur gewonnenen Eindrücke mit wunderbarer Festigkeit. So hatte der Molkereivorsteher sofort den Sohn des Steinfranzel wieder erkannt, den er einst in den Vakanzen kennen gelernt.

Da hätte es viel zu erzählen gegeben. Dem einen wie dem andern war es unfaßlich, daß sie einander hier im fernen Flachlande begegnen sollten. Aber die untergehende Sonne drängte und der Pastor sagte: „Sie müssen Ihren Landsmann nächstens ordentlich besuchen,“ und so verabschiedeten sich die beiden mit kräftigem Händedruck. Beim Weitergehen erfuhr Luzian, daß Herr Steinhofer seit zwei Jahren hier als Vorsteher der Genossenschaftsmolkerei angestellt sei. So, wie die „Schweizer“ (so werden hier alle aus den Alpen kommenden Molkereiarbeiter genannt) verstehe hier zu Lande niemand die Sache. Man sei froh,

den braven Menschen hier zu haben. Es folgten dann einige Mitteilungen über die Ausdehnung des Molkereibetriebes. Trotzdem in allen Familien reichlich Milch verbraucht werde, hätten die Leute noch viel übrig, und hier werde sie richtig verarbeitet. Die Wirkungen des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes bei richtiger Anleitung sei gerade in diesem Punkte überraschend.

Da es schon zu spät geworden, führte der Pastor seinen Gast nicht mehr nach der Eisengießerei hinauf, sondern durch den Park mit seinen alten Bäumen, an dem Wirtschaftshofe des Gutes vorüber. Dort sah man den Grafen, der beim Abladen der Kartoffelfuhren seine Anordnungen erteilte. Luzian that verwundert. „Ja unser Graf ist auch ein tüchtiger Landwirt", bemerkte Treusing. „Früher hat er manchmal die Notlage der Landwirtschaft verspürt. Seitdem er mit seinem nun sehr eingeschränkten Betriebe der Genossenschaft angehört, geht die Sache viel besser. Jetzt hat er immer Arbeiter, die in der schlimmen Zeit gar nicht mehr zu haben waren. Die Sozialdemokraten wollen es freilich so darstellen, als sei seine ganze Veranstaltung nur dem Eigennutz entsprossen. Aber sie wissen nicht und wollen es nicht wissen, welche ungeheuren Opfer an Geld und an geistiger Kraft dieser edle Menschenfreund seinen Genossen bringt. Alle, die ihn kennen, sind ihm zugethan. Hier wird er immer nur „unser Graf" genannt, und ein jeder, alt oder jung, wäre bereit, für ihn durchs Feuer zu gehen. Die Gräfin hat natürlich auch bei dem allen Teil. Es ist, als wenn die beiden es den Menschen anthun könnten. An ihnen spürt man etwas von der „infizierenden" Kraft des echten Christentums.

3. Lichtstrahlen in der Dämmerung.

Ein inhaltsreicher Tag war beendet. Luzian saß auf seinem Stübchen allein. Noch fühlte er unter vielseitigen Eindrücken und gärenden Gedanken nichts von Müdigkeit. Noch einmal ließ er einige von seinen Erlebnissen langsam an seiner Seele vorüberziehen. Dazwischen drängten sich alte Erinnerungen. „Gehe hinauf zum Rolf". Das war der letzte Rat seines alten Pfarrers gewesen. Rolf war ja auch nach seiner Meinung ein besserer Christ als alle übrigen im Torwald. Er stand ihm vor der Seele, wie ein Einsiedler dem von Rechts wegen die Selig- und Heiligsprechung zu teil werden müsse. Das wäre aber wie ein Hohn auf die Kirche gewesen, mit der Rolf völlig verfallen war und außerhalb deren kein Heil ist. Der Luzian hatte ernstlich erwogen, ob er dem Rate des Pfarrers nicht folgen sollte. Aber Heil für die wunde Seele wäre dort nicht zu finden gewesen. Neben dem Einsiedler hat ein zweiter keinen Platz. Jeder muß auf eigene Hand mit Entsagung und mit guten Werken seine Seligkeit wirken. Auch hatte Luzian noch zu viel von gesundem Sinne in sich, als daß er hätte so ein Naturmensch werden sollen. Dazu: er, der Haltlose, dürstete nach Gemeinschaft. Aristoteles sagt, der Mensch ist ein auf die Gemeinschaft angelegtes Lebewesen. Gemeinschaft ist das Ziel des Christentums. Qui non colligit

mecum, dispergit. Der gesunde Kern des socialen Gedankens stimmt auch damit — —. So hoch er seines Pfarrers Rat anschlug — das konnte nicht der Weg zum Heile sein.

Nun fand er hier eine ausgedehnte Gemeinschaft, in der jedes Mitglied sich bemühte, auf dem schmalen Wege zu wandeln. Jeder arbeitete in voller, christlicher Nächstenliebe für alle andern. Hier mußte ein richtigerer Weg zu finden sein, als beim Rolf.

Vor allen Dingen aber hatte ihm das Familienleben, an dem er fortan teilnehmen sollte, einen tiefen Eindruck gemacht. Wie in einer neuen Welt war's ihm gewesen, als er beim Abendessen mit den Pfarrersleuten am Tische saß. Ein evangelisches Pfarrhaus war ihm früher als etwas Greuliches geschildert worden, im Kerne von Gemeinheit vergiftet. Noch nie hatte er Gelegenheit gehabt, eine fein gebildete christliche Frau näher zu beobachten. Wundersam erschien ihm nun die junge Pfarrfrau, in ihrer freundlichen Teilnahme für den neuen Hausgenossen. Eifrig forschte sie, was sie werde thun können, um mit sorgfältiger Pflege die letzten Reste der Krankheit zu beseitigen. Mehr als einmal hatte er vor ihrem offenen Blicke die Augen niedergeschlagen. Auch die gediegene Unterhaltung, an der sie sich gelegentlich beteiligte, wobei ein reiches Maß von Verstandes- und Herzensbildung hindurchblickte, mutete ihn ganz seltsam an. Sodann die hübschen, bescheidenen Kinder. Der sechsjährige Hans und die vierjährige Grete hatten ihre Plätze am Tische, neben dem Vater; der einjährige Friedel aber lag im Kinderwagen bei der Mutter, die ihm dann und wann einen Bissen zusteckte. Auch Rike, die brave Dienstmagd, durfte

mit am Tische sitzen. Hier war auch ein sociales Problem gelöst. Hier merkte man nichts von mißtrauischer Spannung zwischen Herrschaft und Dienstboten. Die Magd war wie Kind im Hause. Das Tischgebet vor und nach der Mahlzeit klang so gar anders, als er's früher gehört — und wie lange hatte er überhaupt keines mehr gehört.

Nach dem Essen war musiziert worden. Frau Pastor saß am Pianino, ihr Mann am Harmonium. „Sehen Sie," sagte er, „das prächtige Instrument kann man auch als Geige oder Cello benutzen." Sie trugen eine Geigensonate von Beethoven vor, so schön, daß der Kornstock selbst seine helle Freude daran gehabt haben würde. Nachher sang sie Bachs Pfingstkantate: Mein gläubiges Herze. Es war, als wenn sich ihre Seele wie eine Lerche jubelnd in die Lüfte schwang. Ach wer doch auch so jubeln könnte!

Noch manches war über die Gemeinde und ihre Einrichtungen gesprochen worden. Schließlich war mit Gesang, Gottes Wort und Gebet der Abendsegen gehalten. Noch klang es dem Luzian in den Ohren:

Der lieben Sonne Licht und Pracht
Hat nun den Lauf vollführet.

— — — — — — — — — —

Ihr hellen Sterne leuchtet wohl
Und glänzt mit Licht und Strahlen,
Ihr macht die Nacht des Glanzes voll:
Doch noch zu tausend Malen,
Scheint heller in mein Herz
Die ew'ge Himmelskerz.
Mein Jesus, meiner Seele Ruhm,
Mein Schutz, mein Schatz, mein Eigentum.

Sinnend schaute er in die Flamme der Stearinkerze, die sein Zimmerchen nur spärlich beleuchtete. Dämmerte in ihm etwas von dem ewigen Lichte, das diese Verse rühmen? Wie unvollkommen, wie täuschend und trügerisch waren dagegen die Lichtlein, denen er bisher nachgegangen war. Ich weiß nicht, was sich damals in seinem Herzen regte.

Er stand auf. An der Wand war ein Bücherbrett. Die Bücher gehörten einem jüngeren Bruder des Pastors, der sich vor einiger Zeit als Kandidat hier aufgehalten hatte. Mit unwillkürlichem Griffe faßte er die Bibel. Er hatte zum erstenmal Luthers Übersetzung in der Hand. Eine gewisse Neugierde ließ ihn das Buch aufschlagen. Es klappte gerade bei Lukas 15 auseinander. Er las die Geschichte vom verlornen Sohne zum erstenmal in deutscher Sprache.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nicht lange darauf war das Licht in der Giebelstube ausgelöscht.

* *
*

Luzian kann lange keinen Schlaf finden. Als endlich die Müdigkeit obgesiegt, ziehen allerlei Traumbilder an seiner Seele vorüber. Da sitzt er unter der großen Lärche im Rauhgraben, zusammen mit seinem guten alten Pfarrer. Der spricht mit aufgehobenem Finger: „Thue es nicht!“ Schweigend bleiben sie bei einander sitzen, einer immer trauriger als der andere. Noch schnürt es im Traum dem Luzian das Herz zusammen, wie ihm einst sein Ideal eines katholischen Pfarrers zu nichte gemacht ward und wie der alte treue Mann sich mit er=

schütternden Worten über seinen eignen, verfehlten Lebensberuf aussprach. — Dann sieht er sich wieder inmitten einer socialdemokratischen Versammlung. Er hält, wie so oft, seine Rede unter brausendem Beifall. Der schwellt ihm die Brust, in der Zuversicht „Deine Sache siegt.“ Wie beim Projektionsapparat verwandelt sich das Bild. Ein junges hübsches Weib schwebt tanzend vor ihm. Frech umschlingt sie ihn und zieht ihn an sich. Devoravit substantiam suam cum meretricibus — klingt eine Stimme wie Posaunenton. Ein wildbärtiger Mensch stürzt auf ihn los, faßt ihn am Halse und würgt ihn. Aber wieder wechselt das Bild. Schon liegt er in den Fluten des Rheins. Ein Ungeheuer packt ihn. — — Der Höllenhund ist gekommen, seinen Raub in Empfang zu nehmen. — — — Während sein Herz von entsetzlichen Qualen gepeinigt wird, schweben zwei Engel hernieder mit ausgebreiteten Fittichen. Die Schreckgestalten sind verschwunden. Beim Anblick der Friedensboten beginnt der geängstigte Träumer leichter zu atmen. Er erkennt die Gesichter wieder: Die Gräfin und die Pfarrfrau. Da mit einem Male wird es von oben her helle. Feierlich spricht eine Stimme: „Das ewige Licht kommt herbei!“ und deutlich klingt es wie gestern abend im Jubelton: „Dein Jesus ist da!“

Der Luzian erwacht. Der volle Mond scheint durchs Fenster ihm gerade ins Gesicht.

Lange noch sitzt er wachend und sinnend auf seinem Bette, bis endlich ein fester Schlaf ihm Erquickung bringt.

* * *

In einem Flügel des geräumigen Schlosses sind einige Zimmer für die Verwaltung der Genossenschaft eingerichtet. Herr Nettemann, der Bureauvorsteher, ein ältlicher Herr mit glatter, aschblonder Perücke, ist ein gewiegter Comptoirist, der in manchen Stücken sehr peinlich ist. Manchmal kann er selbst über ein kleines Vergehen ordentlich böse werden. Zur Erklärung muß man sein Magenleiden berücksichtigen. Er ist im Grunde ein gutherziger Mensch und wenn er einsieht, daß er dir unrecht gethan hat, wird ers dir, wenn nicht heute, so doch wenigstens morgen abbitten.

Unter seiner Leitung hat sich der Luzian in seinen neuen Beruf einzuarbeiten. Da steht er an dem Pulte mit seinen Kontobüchern. Zunächst arbeitet er in Sachen des Raiffeisenschen Dahrlehnskassenvereins. Es scheint ihm nicht schwer zu werden; hat ja auch vor etlichen Jahren in Reichenberg Übung im Comptoirdienste gehabt. Er hat sich ernstlich vorgenommen mit seinem Vorgesetzten, dessen Eigentümlichkeiten ihm vorher angedeutet worden sind, immer aufs beste fertig zu werden. Der Vorsatz, einen untadeligen Wandel zu führen, beherrscht jetzt überhaupt sein Leben.

In Rücksicht auf seine noch schwächliche Gesundheit hat er übrigens vorläufig nur halben Dienst. Nachmittags soll er sich möglichst in frischer Luft bewegen. Solch freundliches Entgegenkommen ist eine treffliche Arznei für einen Genesenden.

* * *

Die Mittagstafel im Schlosse war aufgehoben. Herr Stelzenbacher hatte, einer nicht allzu förmlichen Einladung

folgend, daran teilnehmen dürfen. Er war gerührt von aller Freundlichkeit. Alles war so angethan, daß er, frei von Zwang, trotz mancher ihm ungewohnten Formen, sich in der gräflichen Familie wohl fühlen konnte. Außer den Kindern, die in aller Bescheidenheit und Zuthunlichkeit den Fremden begrüßten, lernte er den Hauslehrer kennen, sowie Fräulein Gertrud, die Gehilfin der Hausfrau. Sie war aber jedenfalls viel mehr, als das. Die Gräfin stellte sie vor als „unsere liebe Hausgenossin, die Schwester unseres braven Pastors.“ — Auch bei dieser Gelegenheit hatte Luzian den ihm bisher unbekannten Zauber eines gebildeten, christlichen Familienlebens gefühlt.

Nun saß er mit dem Grafen in dessen Arbeitszimmer. Heute konnte er sich darin etwas mehr umschauen als gestern. Eine bedeutende Bibliothek bedeckte den größten Teil der Wände. Sonst war die Einrichtung ziemlich einfach. Als einziger Schmuck trat das Bild Christi mit der Dornenkrone hervor.

Fritz brachte den Kaffee. Im Laufe des Gespräches fragte der Graf: „Was haben Sie denn nun wohl von Ihrer katholischen Theologie gerettet?“

„Nichts, gar nichts, Herr Graf,“ war die Antwort. „Ach wenn Sie dieses furchtbare System kennten, vermöge dessen uns zugemutet wird, was dem gesunden Menschenverstande gerade zu Hohn spricht, so würden Sie es verstehen, wie Einer, der freigekommen ist, alsbald den ganzen Kram von sich schüttelt.“

Der Graf erwiderte lächelnd: „Lieber Freund, ich glaube, Sie wissen selbst nicht, wie viel Sie noch davon haben und wie feste es Ihnen anhaftet. Aber lassen Sie mich anders fragen,“ fuhr er mit einem ernsten doch liebe-

vollem Blicke fort, „was haben Sie von Ihrem Christentum gerettet?“

Luzian schaute zunächst ob dieser Unterscheidung etwas verwundert drein. Kirche und Christentum waren ihm sonst identisch gewesen. Aber er hatte in letzter Zeit soviel Christliches erfahren, was nicht katholisch war, daß auch bei ihm schon etwas von dem Unterschiede dämmerte. Er schlug die Augen nieder. Dann sagte er halblaut: „Wenig! Und auch das Wenige wollte mir ganz entschwinden. Etwas Liebe zu meinen Mitmenschen war der ganze Rest, der sich aber, sehr ungleich verteilt, nur den Geringen zuwandte, während bitterer Haß den Hohen gegenüber an seine Stelle trat.“ — — — „Sie wissen, wie schwere Enttäuschungen mir den letzten Funken des Lichts ausgelöscht und mich in die Verzweiflung getrieben haben. Jetzt weiß ich es ja anders. Ich habe es erfahren (hierbei zitterte seine Stimme), daß es noch Liebe giebt. Mein alter Herr Pfarrer hat wohl recht gehabt: ‚Die Liebe ist das ewige Licht‘. Mir ist sein Glanz wieder aufgegangen. Das soll fortan mein Christentum sein, Liebe zu üben. Ich denke die Liebe wird allen Glauben ersetzen, sagt doch auch St. Paulus, daß sie die größere ist.“

Mit schmerzlichem Ausdruck ließ der Graf bei diesen Worten seinen Blick auf dem jungen Manne ruhen. Dann erhob er sich lebhaft. Er war im Begriff, eine Antwort zu geben, die dem Schnitte. ähnlich gewesen wäre, mit dem der Gärtner den Wildling durchschneidet, um ihm ein Edelreis einzupfropfen. Aber er wußte wohl, wie verfehlt das Pfropfen (in die Rinde) ist, falls das Stämmchen noch nicht genügend Saft hat. „Es ist noch nicht Zeit“ — dachte er.

„Vielleicht ist es Ihnen interessant," sagte er nach einer Pause, „die Erfahrungen eines Kollegen kennen zu lernen. Ich bin auch ein mißratener Theolog." Während der Luzian ihn mit verwunderten Augen ansah, fuhr er fort: „Meiner seligen Eltern herzlicher Wunsch war es, daß ich Theologie studieren sollte. Besonders hat meine liebe Mutter wohl viel darum gebetet, daß ich ein treuer Zeuge Jesu werden und vielen Seelen den Weg des Heils weisen möchte. Ich selber habe es als Knabe auch gar nicht anders gewußt. Es war dazumal eine wunderbare Zeit hier zu Lande. Lange hatte der Rationalismus geherrscht auf den Kanzeln und in den Gemeinden war totes Gewohnheitschristentum, wenn nicht gar gottloses und lästerliches Wesen. Aber da kam eine Erweckungszeit. Wie Frühlingswehen ging es durch Tausende von Herzen. Auch meines wurde ergriffen. Was ich damals als 12jähriger Knabe erlebt habe, das ist für mein ganzes Leben bestimmend geblieben. Freilich vieles ist nachher ganz anders gekommen, als wie meine jugendliche Seele es sich träumen ließ. Auf der Universität geriet ich bald in die wissenschaftlichen Parteikämpfe. Viel Kraft und Arbeit setzte ich daran, die irrigen Gedankengänge der damals blühenden Tübinger Schule zu widerlegen. Aber unter der wissenschaftlichen Arbeit kam ich selber bald hier und da von der hergebrachten dogmatischen Anschauungsweise ab. Mit großem Eifer setzte ich das Studium fort. Ich war entschlossen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen. Ohne daß ich es merkte, wurde ich nach links zu gedrängt. Freilich nur wissenschaftlich. Viele können sich keine Vorstellung davon machen, wie das geschehen kann, ohne daß das Glaubensleben Schiff=

bruch erleidet. Ich kann es aus Erfahrung sagen: Was ich als Knabe Dem dort in der Dornenkrone gelobt, habe ich auch in jener Zeit nicht vergessen, obwohl ich mich wegen vieler Mängel und Schwachheiten allezeit reuig vor ihm beugen mußte, wie auch heute noch. Mein herzlicher Wunsch war es für manche Stücke des Glaubenslebens einen zutreffenderen Ausdruck zu finden, als ihn die Formulierung unsrer alten Dogmatiker giebt. Doch Gottes Wege sind wunderbar. Mein Bruder, der einst unsere Besitzung übernehmen sollte, kam 1871 schwer verletzt aus dem Feldzuge heim. Er hätte nie die Verwaltung des Gutes übernehmen können. Mein Vater gab mir an die Hand, was unter diesen veränderten Verhältnissen meine Kindespflicht sei. Meine theologische Richtung hatte ihm längst schwer auf dem Herzen gelegen und vollends machte sie meiner lieben Mutter viel Kummer. Sie lag krank. Man sah, daß ihre Tage gezählt waren. Damals habe ich abermals eine Lebensentscheidung getroffen. Ich habe mich von der ganzen theologischen Forschung losgesagt. Mir war, wie ich bald erfahren sollte, ganz andere Arbeit vorbehalten. Es kam die verderbliche Flut der Industrie über unsere Gegend. Meine Eltern waren kurz nacheinander gestorben. Ich mußte tief hinein in das praktische Leben. Das gab Kämpfe noch ganz anderer Art, als mit Lehrmeinungen und irrigen theologischen Auffassungen.

Mir war die ganze Theologie bald so fern, wie einem Techniker seine Theorie über eine neue Feuerlöschmethode, wenn er im brennenden Hause den Wassereimer ergreift. Ich bin ganz in die praktisch christliche Arbeit gekommen und dafür werde ich meinem Gott immer dankbar sein.

Ich glaube unser beiderseitiger Lebensgang hat in einer Beziehung eine gewisse Ähnlichkeit. Auch ich stehe, wenn sie wollen, jetzt vorzugsweise unter dem Zeichen der Liebe — aber nun und nimmermehr darf diese in Gegensatz zum Glauben gesetzt werden. Ich weiß wohl, wir können uns nicht verstehen; Sie haben einen ganz anderen Glaubensbegriff als wir evangelischen Christen. Aber vielleicht erfahren Sie etwas davon, wie alle Menschenliebe, die wir üben, nichts gilt, wenn sie nicht ein Abglanz der ewigen Liebe in Christo ist. Jene kleinen selbst angezündeten Lichtlein müssen völlig erbleichen vor dem ewigen Lichte. In Ihnen, lieber Freund, war es so furchtbar finster geworden. Jetzt beginnen Sie wieder selbst, sich Lichter anzuzünden. Das haftet Ihnen an von Ihrem alten System. Ich wünschte, daß Sie Ihr Herz allein erhellen ließen von Dem, der da spricht: ‚Ich bin das Licht der Welt‘.“

Luzian schaute nachdenklich drein. Dann drückte er schweigend dem Grafen die Hand.

* *
*

Es ist ein prächtiger Sonntagsmorgen. Glitzernd spielen die Sonnenstrahlen auf dem Parsiner See. Feierliche Stille waltet rings umher, anders als sonst bei dem so geräuschvollen Alltagsgetriebe. Hier und da sieht man schon Kinder in ihrem Sonntagsstaate auf der sorgfältig gekehrten Straße. Vor den Thüren ist weißer Sand gestreut.

Im Pfarrgarten stehen Hans und Grete bei den bunten Astern und pflücken ein Sträußchen. Da erklingen vom Turme die Posaunen. Hans legt seine Blumen ins

Gras und bedeutet seiner Schwester ein Gleiches zu thun. Er faltet seine Händchen und singt, die ersten Worte schnell nachholend, mit:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte.“

Luzian steht am Fenster. Fast noch mehr als die feierlichen Klänge des Chorals geht ihm das fromme Singen des Kindes zu Herzen. Wie der stille See die Sonnenstrahlen wiederspiegelt, so leuchtet auch hier ein Abglanz höheren Lichtes an diesen Kindern. Unwillkürlich spricht er vor sich hin: nisi conversi fueritis et efficiamini sicut parvuli, non intrabitis in regnum coelorum.

Nach einer Weile klopft es leise. Schüchtern steht Hans an der Thür mit einer kleinen Blumenvase. „Onkel Stelzenbacher soll auch ein Sonntagssträußchen haben.“ Auch die kleine Grete bringt ein paar Blumen, kindlich lallend: „auch ein Stäußchen.“ Luzian drückte die Kinder bewegt an sein Herz.

Die Glocken erklingen schon zum zweiten Male. In dichten Zügen kommen die geputzten Leute zur Kirche. — Luzian ist schon lange nicht mehr in einem Gotteshause gewesen. Aber heute rufen ihn die Glocken nicht vergeblich. Eine wunderbare Mischung von Gefühlen erfüllte sein Herz. Unbewußt regt sich noch etwas von tiefer Abneigung gegen den Gottesdienst derer, die er einst nur als Ketzer betrachtete. Andrerseits auch etwas von Neugierde. Dazu ein dunkler Drang der in Dämmerung tappenden Seele nach dem vollen Lichte. Dazwischen immer wieder etwas von Zweifel und Bitterkeit gegen Kirche und Religion überhaupt. Aber hier kann er auf keinen Fall zurückbleiben.

Die Kirche ist gefüllt. Voll erklingt der Gemeindegesang; schön und mit heiligem Ausdruck die vierstimmige Motette nach der Liturgie. Abermals singt die Gemeinde. Immer wieder kehrt der Schlußreim:

Suche Jesum und sein Licht,
Alles andre hilft dir nicht.

Der Pastor besteigt die Kanzel. Alles erhebt sich ehrerbietig um den Text zu vernehmen. „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: aber die Liebe ist die größte unter ihnen." Bei lautloser Stille richten sich viele andächtig gespannte Blicke auf den Prediger. Der erinnert seine Hörer zunächst an vieles was nicht bleibt. Ohne einen besonderen Kanzelton, wie ein Freund zu seinen Freunden redend, führt er in anschaulichen Bildern vor, was den Hörern aus eigener Erfahrung bekannt ist. Dann schildert er das Elend derer, die nichts bleibendes haben. Auf dem dunkeln Hintergrunde führt er sodann die drei Lichtgestalten vor, die dem Christen unverlierbar sind. Freilich nur dem, der sie in Wahrheit kennen gelernt hat. In dieser elenden Welt ist auch das Heiligste vor Entstellung nicht sicher. Es giebt ein Trugbild des Glaubens, das nicht stand hält. In treffenden Gleichnissen wird der bloße auswendig gelernte Kopfglaube beschrieben, bei dem das alte Herz unerleuchtet und unverändert bleibt. Viele sind heutzutage am Glauben irre geworden. Das war nicht der rechte. Dem gegenüber wird das persönliche Verhältnis des geretteten Sünders zu dem Heilande als der Kern des wahren Glaubens beschrieben. Nur aus der Buße erwächst er. An dieser Stelle macht der Prediger einen Exkurs über die verfehlte Buße, in der der Mensch seine

Sünden selber abbüßen will, und die echte, da man an seiner eigenen Kraft völlig verzagt, nur Gnade sucht. Auch hier: keine theoretische Darlegung, sondern mit kurzen Zügen gezeichnete Bilder aus dem Leben. — Ebenso wird die falsche Hoffnung gezeigt, mit der sich so viele betrügen und ihr die rechte Hoffnung entgegengestellt, deren Lebenskraft wiederum Jesus allein ist. Und nun die Liebe. Wie oft wird dieser köstliche Name schmählich gemißbraucht! Wie oft betrügen sich selbst edle wohlmeinende Menschen mit den Äußerungen eines natürlichen Mitgefühls. Echte Liebe ist etwas übernatürliches. Sonnenlicht läßt sich nicht durch künstlichen Kerzenschein ersetzen. Wo die Liebe Gottes in Christo die Seelen erleuchtet mit dem ewigen Lichte, da wird die wahre Liebe offenbar. Sie ist dieselbe göttliche Kraft, welche im Glauben und in der Hoffnung wirkt. Die sind für diese Zeit. In Ewigkeit werden sie aufgehen in die Liebe. Sie ist darum die größte. Die Liebe ist das ewige unverlöschliche Licht.

Leucht' uns selbst in jene Welt
Du verklärte Gnadensonne! Amen.

Mancher Seufzer hin und her deutete an, daß die praktischen Anwendungen, die überall hinzugefügt waren, ihre rechte Stelle gefunden hatten.

* * *

Am Nachmittage jenes Sonntags wohnte unser Freund zunächst der Sonntagsschule im Saale des Gemeindehauses bei. Eine große Anzahl von Kindern wurden in Gruppen unterrichtet. Auch die Gräfin und Gertrud waren dort thätig. Jemand wollte bemerkt haben, daß sich Luzian

immer in der Nähe der von der letzteren geleiteten Gruppe aufgehalten habe. Er war wohl nur zu schüchtern gewesen, um im Saale viel hin- und herzugehen.

Nach dem Schluß ging er hinüber zum Görgl. Schon in der Woche hatte er ihn ein paarmal in der Molkerei aufgesucht. Aber da war keine rechte Muße zum ausſprechen. „Weißt,“ hatte der Görgl gesagt, „komm halt lieber am Sonntag zu uns. Da können wir einander besser erzählen.“ Nun stand er vor dem Häuschen, das mit dem überragenden Dach und der Galerie wenigstens einigermaßen an die Bauart der Kärntner Heimat erinnert. Die Fenster sind reichlich mit blühenden Nelkenstöcken besetzt.

Drinnen war es so traulich. „Schau,“ sagte der Görgl, „das ist mein herziges Weib; das gute Lisl ist mir soweit in die Fremde gefolgt.“ Er zog die Errötende mit einem zärtlichen Blicke an sich. Vor zwei Jahren haben wir Hochzeit gemacht. Und da in der Wiegen, ist das nit a Prachtbub? fuhr er fort mit etwas stolzer Vaterfreude. Dann lud er den Landsmann ein zum Niedersitzen. Die junge Frau goß Kaffee ein. „Trink nur,“ sagte der Görgl, „deine Mutter hat mir auch so manchesmal ein Reindel Milch gereicht, wenn ich durch den Rauhgraben kam.“ Damit wurden viel alte Erinnerungen wachgerufen. Freilich das muntere Plaudern ging bald über in wehmütigen Bericht über die neuern Zustände und Ereignisse im Torwald.

Die junge Frau hatte schweigend zugehört. Jetzt wurde sie von andern Frauen hinausgerufen. Da fing der Görgl mit tiefem Seufzer an, er müsse etwas beichten, Luzian wollte Einspruch thun. Jener aber wehrte ihm:

„Laß nur, es liegt mir arg schwer auf dem Herzen. Es muß herunter und es freut mich, daß nun endlich einer aus dem Torwald es zu hören kriegt.“ Dann erzählte er, er sei von Haus aus evangelisch. Seine Eltern seien beide früh gestorben. Dann habe sein Pfarrer das Werk der Barmherzigkeit an ihm gethan und ihn in seinem Hause aufgezogen. Später hab' er's ihm nicht recht gedankt. Nach manchem schlechten Streich sei er in die Fremde gegangen. So sei er nach dem Torwald gekommen. Und weil er als einziger unter lauter Katholischen sich arg gefürchtet hab', sei er seinem evangelischen Glauben untreu geworden, zur Beichte gegangen, wie die andern und hab' alles mitgemacht. — — — Hernach hab ihm das böse Gewissen keine Ruh' gelassen. Zuletzt sei er wieder heimgekehrt. Da sei's mit ihm grad so gegangen, wie mit dem verlornen Sohn. „Vater ich habe gesündigt im Himmel und vor dir.“ Das seien zwei Stücke, die habe er appart lernen müssen. Erst als sein Pfarrer ihn so liebreich aufgenommen hab', sei's ihm klar geworden, wie er noch viel mehr gegen den himmlischen Vater gesündigt; und wie ganz verderbt sein Herz sei. Auch er sei in sich gegangen; lange Zeit sei er sehr traurig gewesen. Aber der Heiland rufe noch immer die mühseligen und beladenen Seelen zu sich. Bei ihm habe er Gnade und Vergebung aller seiner Schuld gefunden. Dann sei es anders geworden. In der Gemeinschaft mit gläubigen Christen sei er selbst zu einem neuen Leben gekommen.

„Schau, das ist's, was ich dir sagen wollt',“ fuhr er fort. „Wie ich dich hier sah, hab' ich mich geschämt und immer gedacht, du müßtest meinen, ich sei noch der alte Görgl, wie du ihn vom Torwald her kennst. Ich

glaub' du hast mich auch einmal zur Faschingzeit im Wirtshaus zu Unterschuttbach gesehen, wie ich im Weiberkittel bin herumgerast, und wie's so gar arg zum Raufen kam. Glaub's mir: Der Görgl ist nimmer. Das alte ist vergangen, es ist alles neu geworden."

Luzian wollte eben an seinem Teile zu beichten beginnen, als sich die Klänge eines munteren Marsches vernehmen ließen. Jünglinge mit Blechinstrumenten zogen dem alten Dorfe zu. Ein Haufe von Menschen, der lawinenartig anwuchs, folgte ihnen. Mehr und mehr sammelten sich die verschiedenen Klassen. An erster Stelle kamen die Schulkinder; die Mädchen bekränzt, die Knaben mit einem grünen Zweig an der Mütze. Dann folgten die Jungfern, reihenweise, Hand in Hand, darauf die Jünglinge und zuletzt junge und alte Männer und Frauen.

„So," — sagte Luzian, „jetzt also geht es zu der Gemeindeunterhaltung." Weil das Wetter so schön war, sollte sie noch einmal im Freien sein. Der Görgl bejahte es. Man sah, daß ihn eine gewisse Unruhe überkam. Er nahm die Schlagzither vom Schranke und gab seinem inzwischen eingetretenen Lisl, die doch bei dem Buben bleiben mußte, einen Abschiedskuß. „Komm Luzian," sagte er, „wir müssen mit."

* *
*

Die Gemeindeunterhaltungen waren auch einer von den Versuchen des Grafen, um derentwillen er vielfach angefochten wurde. Zur Zeit, als noch die Aktiengesellschaft herrschte, war im Wirtshause Sonntag für Sonntag wildes Tanzvergnügen gewesen, dessen verderbliche Einflüsse auf die Sittlichkeit unverkennbar an den Tag

kamen. So durfte es in der Genossenschaft auf keinen Fall weitergehen. Aber es ist schwer, etwas abzuschaffen, ohne anderes an seine Stelle setzen zu können. Graf Below erkannte das Recht des Erholungsbedürfnisses an, gönnte auch dem jungen Volke gern ein harmloses Vergnügen. Um das Tanzen mit seinen Gefahren abschaffen zu können, suchte er nach neuen Formen. Wir betrachten dieselben am besten, wenn wir uns dem Zuge anschließen.

Siehe im vorübergehen dort am Fenster einen älteren Mann mit finsterem Gesichte. Er ist nicht der einzige Kritiker. Einige vom alten Schlage, die, als sie in ihrer Jugend sich bekehrten, aller Vergnügung entsagten, auch ein paar jüngere Baptisten und Irvingianer, die sonst durch das christliche Leben Parsins angezogen, sich der Genossenschaft angeschlossen haben, sind über diesen Punkt tief verstimmt. Aber der große Zug von fröhlichen Menschen zeigt, daß die meisten Parsiner die Einrichtung billigen. — — — —

Auf einem sehr geeigneten Platze im Park ist die bunte Menge versammelt. In zwei Karrees stehen die Schulkinder, hier die Knaben, dort die Mädchen. Auf ein Zeichen des Lehrers beginnt der Gesang und Reigen. Im Takte marschieren die Reihen, in die sich die Karrees auflösen, bald hierher, bald dorthin, aber immer so, daß für den Beschauer lauter symmetrische Formen entstehen, wechselnd wie im Kaleidoskop. Bald scheint alles sich in einen verwirrten Knäuel zu verlieren, bald wieder fomiert sich ein Stern, in dem die Knaben mit dunkeln Jacken den Grund bilden, von dem die Mädchen in ihren hellen Kleidern und mit ihren Kränzen als Rand abstechen. Dann winden sich wieder ein paar Schlangen

in entgegengesetzter Richtung nebeneinander hin, um sich zu irgend einer andern Figur zu gestalten. Dabei immer der rhythmische Gesang der hellen Kinderstimmen. Zuletzt steht ein großes W da. Der Gesang schweigt. Aber der Chorführer ruft: „Unser lieber Kaiser Wilhelm hoch, hoch, hoch!" Die Mützen werden in die Luft geschwungen und die ganze Versammlung stimmt begeistert ein. — „Das war schön!" hörte man hier und dort sagen und die Kinder hatten sicherlich ihre Freude daran gehabt.

Dann kommen die Jünglinge mit allerlei Proben turnerischer Kraft und Gewandtheit. Der Gesangverein trägt mehrstimmige Lieder vor, meist patriotischen Inhalts — Jetzt muß auch der Herr Steinhofer hervor mit seiner Schlagzither, für die ein Tischchen bereit steht. Die seltenen Klänge, die Worte in fremder Mundart und vor allem das Jodeln — alles übt einen eigentümlichen Reiz auf die Hörer. Lauter Beifall lohnt den Sänger. — Er freut sich dessen; doch ist ihm das Herz weh geworden bei den heimischen Weisen.

Die Sonne sinkt. Die Abendkühle macht sich bemerkbar. Nun ist es genug der Unterhaltung. Die Posaunen intonieren einen Choral und die ganze Versammlung stimmt in die wohlbekannten Verse des Abendliedes ein.

„Gelt," sagte der Görgl, als er dem Luzian gute Nacht bot, „hier geht's besser zu, als weiland zur Faschingszeit im Torwald!"

„Das stimmt," war die Antwort.

* * *

„Was halten Sie vom Stelzenbacher?" fragte der Graf in jener Zeit den Pastor Treusing.

„Der junge Mann leidet noch an großer Unklarheit“ war die Antwort. Er meint mit der katholischen Kirche völlig gebrochen zu haben; aber in Wirklichkeit liegt er noch ganz im Banne des verkehrten Systems mit seiner Werkgerechtigkeit. Immer wieder kommt er mit allerlei Vorsätzen, aber über das, was hinter ihm liegt, ist er noch lange nicht ins Reine gekommen. Im Grunde will er doch alles selber abbüßen — wenngleich er auch über diesen Punkt sich nicht klar sein mag. Es ist doch merkwürdig, wie wenig man bei den Katholiken von echter Herzensbuße versteht. — Doch ich denke, es ist schon mancher Lichtstrahl in seine Dämmerung eingedrungen.“

„Das bestätigt den Eindruck, den auch ich von dem armen Menschen habe,“ sagte der Graf. „Gott helfe ihm zur vollen Klarheit.“

4. Die Mission.

Drei Wochen waren vergangen. Die freundliche Pflege im Pfarrhause hatte dem Luzian sichtlich wohlgethan. „Mütterchen, du fütterst ihn brav heraus,“ sagte Pastor Treusing scherzend zu seiner Frau. „Ach was,“ gab sie zurück, „das füttern macht es nicht; die Luftveränderung wird wohl die Hauptsache sein. Karl, wenn man dächte, unser einer hätte in der Atmosphäre aufwachsen sollen — (und dann im Kloster und zuletzt unter den Socialdemokraten) — was würde wohl aus uns geworden sein? — — — Es ist eine Freude, wie wohl es ihm hier bei uns ist.“

Er hatte sich wirklich recht eingelebt. Anfangs war er schüchtern und in manchen Stücken etwas linkisch gewesen. Oft verstand er einen Ausdruck nicht und hatte nicht einmal den Mut, nach der Bedeutung zu fragen, während auch ihm manchmal ein Wort seiner Mundart mit unterlief, das den Hausgenossen ganz rätselhaft klang. Nun hatte er sich mehr und mehr in die fremden Eigentümlichkeiten schicken gelernt und verkehrte ohne Zwang, als wenn er seit Jahren bei Pastors zu Hause gewesen wäre. Besonders angefreundet hatte er sich mit den Kindern.

Sieh, wie er mit ihnen spielt. Er hat sich hinter dem Sopha versteckt. Die kleine Grete soll ihn suchen.

Da erklingt erst leise, dann immer mehr in gezogenen, klagenden Tönen die Stimme einer Katze, so natürlich, daß Rike in der Nebenstube die Frau Pastorin fragt, ob Kinder eine Katze hereingelassen haben? Die aber ist selber ganz erstaunt und will die Sache untersuchen. Wie sie die Thür aufmacht, da hüpft Onkel Stelzenbacher aus seinem Verstecke der Grete in gebückter Stellung entgegen und klatscht in die Hände. Das giebt ein fröhliches Lachen. Bei Tisch erzählt der Hans: „Vater, denk' mal, vorher ist eine Katze in der Stube gewesen." Die Geschichte kommt heraus und der Onkel soll nun noch einmal seine Kunst produzieren. Er sträubt sich. Doch Zureden hilft. „Aber dann erlauben Sie, daß ich ins Nebenzimmer gehe. Alsbald hört man eine Henne so naturgetreu gackern, daß Rike entsetzt auffährt; sie wisse doch ganz bestimmt, daß sie die Hinterthür nicht offen gelassen habe. Als dann bald auch eine Ziege, ein Schaf und andere Tiere sich vernehmen lassen, ist das Rätsel gelöst und der Künstler erntet reichen Beifall.

„Aber über allen Spaß hätt' ich bald eine ernste Frage vergessen," fährt der Luzian fort, nachdem er an seinen Platz wieder zurückgekehrt ist. „Ich höre, daß in der nächsten Woche hier eine Volksmission beginnen soll. Ist das möglich? Hat man denn auch hier Jesuiten?"

Jetzt vermochten der Pastor und seine Gattin ein helles Lachen nicht zu unterdrücken. Er klopfte dem Luzian freundlich auf die Schulter und sagte: „Glauben Sie, das klingt uns eben so seltsam wie vorher die Tierstimmen in der Nebenstube. Nein, glauben Sie nur, bei uns giebt's keine Jesuiten, obgleich in unkirchlichen Kreisen dieser Ausdruck vielfach als Schimpfname gebraucht wird, für

solche, die gerade das Gegenteil von Jesuiten sind. Bei uns stellt sich niemand die Aufgabe, angeblich in majorem gloriam Dei die sichtbare Kirche mit allerlei Mitteln zu verherrlichen. Solche Mission, wie Sie sie eben im Sinne hatten, giebt es bei uns nicht.*) Uns ist Mission die Thätigkeit, die der Herr Jesus seinen Jüngern so bestimmt aufgetragen hat, alle heidnischen Völker ihm zuzuführen. Ich glaube, in der katholischen Kirche wird dieser Kernpunkt des Christentums zum großen Teile gar nicht beachtet. Tausende mögen davon vielleicht nichts erfahren und viele andere, die wirklich einmal auf die Heidenbekehrung aufmerksam werden, beruhigen sich, daß die Kirche durch die Propaganda dafür aufs beste sorge; daher brauche ein gewöhnlicher Christenmensch sich eben nicht darum zu kümmern." Luzian bestätigte das. In Alpenzell habe er sehr wenig von Heidenmission erfahren. „Nun sehen Sie," fuhr Treusing fort, „wir sind überzeugt, daß die Mission eines der wichtigsten Stücke im Christentum ist. Wenn ein Baum nicht mehr wächst und sich ausbreitet, so fehlt ihm die Lebenskraft. So ist es mit der Christenheit; wenn sie aufhört, sich in den nichtchristlichen Völkern weiter zu verbreiten. Freilich hat sie sich in diesem Stücke lange Zeit große Versäumnis zu schulden kommen lassen. Aber wo sich das Leben regt, da tritt auch wieder die Missionspflicht in den Vordergrund. Ich habe Ihnen schon öfters etwas von der Erweckung erzählt, wie sie vor etwa 30 Jahren hier durchs Land ge-

*) Treusing schaltete nachher eine Erklärung ein, darüber, wie der Ausdruck „Innere Mission" unzutreffend sei. In der That sind es Werke der Diakonie, die so genannt werden.

gangen ist, deren Segen uns noch bis auf den heutigen Tag zu teil wird. Durch das neue Leben, welches damals zu sprießen begann, ist der Mission bei uns etwas mehr von der ihr gebührenden Stellung eingeräumt worden. Wir sind davon überzeugt, daß niemand ein treuer Jünger Jesu sein kann, der nicht auch gehorsam an der Ausführung seines Missionsbefehls mithilft. Anfangs wurde die große Sache als eine Liebhaberei angesehen. Selbst die kirchlichen Behörden hielten sie nur für einen Auswuchs schwärmerischer Sektiererei, die sie oft mit harten Mitteln zu hindern suchten. Dadurch wurde die Mission wirklich eine Zeit lang in die pietistischen Konventikel gedrängt. Aber Gott sei Dank, jetzt steht die Sache anders. Unser Kirchenregiment unterstützt und fördert die Mission in vollster Zustimmung, daß jeder, der ein Christ sein will, auch an der Heidenbekehrung sich zu beteiligen hat. Nun fehlt freilich in vielen Gegenden unseres Vaterlandes noch sehr viel daran, daß die große Sache genügend bekannt sei und angemessen unterstützt werde. Daher hat man die Missionspredigtreisen eingerichtet. Da kommen ein paar Prediger, die sich durch besonderes Studium mit der Sache mehr als andere bekannt gemacht haben, oder, wenn es sein kann, auch ein heimgekehrter Missionar. Sie bereisen eine Diözese und halten in den einzelnen Gemeinden Missionsgottesdienste zur Anregung und Belebung des Missionssinnes. Die Herren werden also auch hierher nicht kommen, um unsere Leute, als wären sie Heiden, erst zu bekehren. Wir sind ja Christen und daß wir es immer besser werden, dazu haben wir allzeit Gottes Wort unter uns. Sie wollen vielmehr Mission in objektivem Sinne treiben; die Heiden-

bekehrung unsern Leuten deutlicher zeigen und ihre Herzen dafür weiter erwärmen."

„So, so," sagte Luzian, das ist mir in der That etwas ganz neues." Bald sollte er über die Sache mehr erfahren. Treusing kündigte an, daß er am Abend etwas vorlesen wollte.

Draußen wehte der Wind. Der warme Ofen war schon recht angenehm. Die Kinder hatte man zu Bette gebracht und nun saßen Frau Pastor und Rike mit ihren Näharbeiten am Tische. Auch Luzian war nicht unthätig. Im Holzschnitzen geschickt, war er dabei, aus Elsenholz allerlei Tierfiguren herzustellen, mit denen er den Kleinen eine Freude machen wollte. Ein Korb mit Äpfeln und Nüssen trug auch etwas zur Gemütlichkeit bei. Der Pastor aber las aus einem Büchlein vor, das den Titel hat: „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission."*) Hier wurde in Form einer ansprechenden Dorfgeschichte alles, was ein evangelischer Christ hierzulande von der Mission wissen sollte, anschaulich mitgeteilt. Die Erzählung war um so interessanter, als sie z. T. in dem nahegelegenen Poggenhagen spielte. Einige der hier erzählten Vorkommnisse waren damals in jener Gegend noch in guter Erinnerung.

Die Zuhörer horchten gespannt. Luzian ließ einige Mal das Messer sinken, um der Erzählung die volle Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Namentlich schien ihn die Schilderung des Missionsfestes zu interessieren. So etwas möchte er auch wohl einmal miterleben.

*) Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft, Berlin NO. Friedenstr. 9 — 3 Hefte.

„Dazu haben Sie bald Gelegenheit," antwortete Treusing. „Die Reiseprediger wünschen zwar nicht, daß viel festliche Vorbereitungen gemacht werden; aber bei unsern Leuten ist aus der alten Zeit die Mission so mit dem Festfeiern verbunden, daß sie sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, die Kirche zu schmücken und den Tag sonst wie feierlich auszuzeichnen. Unser eigentliches Missionsfest feiern wir im Frühling. Die Jahreszeit ist schöner, als jetzt der rauhe Herbst. Aber die Hauptsache ist ja, „daß in den Herzen Frühlingssonnenschein leuchtet."

Dann machte er noch einige Mitteilungen über das, was sonst in dieser Angelegenheit in der Gemeinde geschah durch monatliche Missionsstunden und wie die Gemeinde sich durch ihre jährlichen Beiträge von mehr als 1500 Mark vor andern auszeichne. — Luzian war über diese Summe erstaunt.

„Ja sehen Sie," sagte Treusing, unsere Leute ersparen viel, was anderwärts für unsinnigen Luxus vergeudet wird. Und sie haben Verständnis für das Reich Gottes. Darum sind sie gern zu reichlichen Missionsgaben bereit.

Von solchen Verhältnissen hatte der Luzian sich sonst noch nie etwas träumen lassen.

* *
*

Ein Fest war es also doch geworden, trotzdem sich die Reiseprediger alle Umstände verbeten hatten. Abends zuvor hatten die Jungfern im Gemeindehause bis in die Nacht gesessen und Guirlanden gewunden. Andere waren bei Laternenschein in der Kirche thätig, um den Schmuck anzubringen. Der Altar und der Taufstein waren kunst-

voll, mosaikartig mit den letzten bunten Blumen belegt,*) die man hatte auftreiben können; auch hatte der gräfliche Gärtner noch manches aus den Treibhäusern dazugethan. Der Posaunenchor und der Gesangverein hatten noch tüchtig geübt. Am andern Morgen ging man wie gewöhnlich an die Arbeit. Aber schon um $^1/_2$12 Uhr wurde Schicht gemacht. Inzwischen waren unter der Leitung der Gräfin die schönsten Kübelgewächse in die Kirche geschafft und im Altarraum gruppiert. Am Eingang des Dorfes stand eine Ehrenpforte mit der Inschrift: „Jesus allein!“

Als um $^1/_2$1 Uhr vorgeläutet wurde, kamen schon fremde Gäste. Da sah man auch noch etwas von der alten Volkstracht, die jetzt sehr selten wird. Besonders auffallend waren Mädchen mit den faltigen Warpröcken in leuchtenden Farben. — Auch die Pfarre füllte sich mit Gästen, meist Amtsbrüdern mit ihren Familien. Endlich fuhren die Reiseprediger vor, von allen Seiten herzlich bewillkommnet.

Nach kurzer Erfrischung wurde das Zeichen zum Anfang gegeben. Alle Glocken läuteten feierlich. Im Zuge ging es vom Pfarrhause in die Kirche — die Bläser voran. Bekannte Töne klangen an Luzians Ohren: „Hier liegt vor deiner Majestät“ — doch nein es waren andre Worte, welche der ganzen Versammlung aus dem Herzen drangen:

Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach' an der wir stehn;
Und weil es deine Sache ist,
Kann sie nicht untergehn.

---

*) Überraschend ist die Übereinstimmung mit dem von Trede geschilderten neapolitanischen Festschmuck.

Die Kirche war gedrängt voll, selbst die Gänge. Mächtig erbrauste die Orgel und der Gesang: „Einer ist's, an dem wir hangen.“ Festlicher Chorgesang verschönte die Liturgie. Nach dem Hauptliede folgte eine kurze, kräftige Predigt über die Worte des Herrn: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Das Elend der lichtlosen Heidenwelt wurde in anschaulichen Beispielen vorgeführt, dann der wunderbare Segen der Mission, die Christum als das rechte Licht unter die Heiden bringt, und endlich die unaussprechlich hohe Aufgabe, die er seinen Jüngern stellt, als seine Stellvertreter die Welt zu erleuchten — wobei ernste Selbstprüfung uns achten lehrt auf die leider oft noch großen Reste der Finsternis bei uns selber, die wir erst überwinden können, wenn wir ganz von ihm durchleuchtet ein Abglanz seines ewigen Lichtes werden. Dann können wir nicht anders; dann leuchtet unser Licht auch hinaus in die ferne Heidenwelt.

Nach dem Amen erklang vom Orgelchore ein schlichter Quartettgesang. Die Gräfin, Gertrud, der Graf und der Hauslehrer sangen:

Herr Jesu, Gnadensonne,
Wahrhaftes Lebenslicht,
Laß Leben, Licht und Wonne
Mein blödes Angesicht
Nach deiner Gnad' erfreuen
Und meinen Geist erneuen;
Mein Gott, versag mir's nicht.

Nach weiterem Gemeindegesange folgte der Missionsbericht. Der andere Prediger führte die Zuhörer in anschaulicher Schilderung nach Südafrika. Man meinte die schwarzbraunen Basuto in ihren täglichen Verhältnissen

und in ihren heidnischen Sitten und Gebräuchen leibhaftig vor sich zu sehen; dann aber ebenso den Missionar mit seiner entsagungsvollen Arbeit unter vielen Schwierigkeiten, die Katechumenen, die oft durch wunderbare Führungen nach Hilfe und Heil suchen gelernt haben und zuletzt die aus den Heiden gesammelten Christengemeinden — vielfach noch junge Anfänger, mit allerlei Schwachheiten, aber doch so weit verschieden von ihren heidnischen Landsleuten, daß auf sie noch immer das Wort des Apostels zutrifft: „Ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn.“ Wir aber sollen nicht müde werden, ihnen beizustehen, daß sie immer besser lernen zu wandeln als die Kinder des Lichtes.

Die Schlußliturgie lenkte die Herzen der Versammlung im innigen Gebete nach oben. Solche Fürbitte für die Heiden war dem Luzian etwas ganz Neues; die ganze Feier hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht.

Nach dem Gottesdienst füllte sich die Pfarre wieder. Die Gräfin hatte die ganze Sorge für die Bewirtung übernommen. Gertrud und einige Pfarrerstöchter waren geschäftig, Kaffee und Kuchen zu reichen. Es bildeten sich verschiedene Gruppen.

Sieh, da kommt ja der Schwarze mit der silbernen Brille, den wir schon in der Eisenbahn kennen gelernt. Pastor Moritz hat den Luzian wiedererkannt. Er freut sich, wie der junge Mann sich erholt hat und ist bald mit ihm in einem lebhaften Gespräch über die neuen, hier gewonnenen Eindrücke. Christentum und die sociale Frage klingt immer wieder durch. Was Sie hier von erfolgreichen Versuchen täglich vor sich haben, ist doch nur

möglich auf Grund des lebendigen Christentums, dessen Pulsschlag Sie hier sicherlich fühlen."

Luzian bejahte. Da trat eine lange, hagere Gestalt heran. Der alte Herr mit seinen schneeweißen Haaren mochte an die 80 zählen. Aber er stand noch stramm. Fast finster schaute er aus den tiefliegenden grauen Augen. Pastor Ernst aus Züllwitz wurde als der Senior der Synode vorgestellt und ergriff kurzer Hand das Wort.

„Wenn nur der Pulsschlag etwas gesunder wäre. Mich hat es heute in der Andacht recht gestört, daß auch Baptisten, Irvingianer und allerlei Gelichter in der Kirche waren. Die junge Generation vergißt ganz, daß unsere Kirche die Kirche der reinen Lehre ist. Über allen socialen Versuchen wird unser bestes Teil versäumt und vergessen."

„Aber Br. Ernst, Sie werden ungerecht," mischte sich jetzt ein auch schon recht bejahrter Amtsbruder ein „Hier wird doch wahrlich das Evangelium lauter und rein gepredigt. Sie sollten auch wirklich ein wenig Rücksicht nehmen", fügte er leiser hinzu mit einem bedeutsamen Blick nach der offenen Thür, durch die man im Nebenzimmer den Grafen in lebhafter Unterhaltung mit den Reisepredigern sah.

„Ach was, alte Leute dürfen geradezu sein! Das ist ja das Unglück, daß der Graf nie fest geworden ist in unserm lutherischen Bekenntnis. Jugendsünden vergißt man gern, wenn sie bereut sind. Aber wo hat der Herr Graf jemals die Irrlehren, die er in seiner Dissertation sich zu schulden kommen ließ, widerrufen?"

„Aber was sind denn das für schlimme Ketzereien?"

fragte Moritz. „Er hat doch nur die buchstäbliche Inspiration bekämpft und sich bemüht, einen zutreffenderen Ausdruck für die Art der göttlichen Offenbarung in der Schrift zu finden.“ Die beiden kamen nun in eine tiefe dogmatische Disputation.

Ein paar junge Amtsbrüder standen daneben. „Siehst du,“ sagte der eine leise, „so sind die Konfessionellen vom alten Schlage.“

„Sind gar nicht alle so schlimm,“ sagte im Vorbeigehen ein andrer Amtsbruder, indem er den Redner freundlich auf die Schulter schlug. Er drückte ihm mit einem freundlichen Blicke die Hand und ging weiter, während jener ihm nachrief: „Na, na!“ „Ja siehst du,“ fuhr er fort, „ist's nicht ein Jammer, daß der alte Mann, der doch am Rande des Grabes steht, sich so an ein Stücklein vertrockneter Schale hält, die der wachsende Stamm nächstens ganz abstoßen wird. Wenn Graf Belów nicht so ein hervorragendes Talent für praktische, sociale Organisation hätte, möchte man wirklich wünschen, er wäre der akademischen Laufbahn treu geblieben. Er hätte vielleicht ein gut Teil beigetragen, um uns weiter aus dem veralteten Formelkram herauszubringen.“

„Auch ich bedaure es, daß er nicht auf dem Katheder steht,“ versetzte der andere noch leiser. „Unter uns gesagt, seine wohlgemeinten Reformen sind ja doch nur unbedeutende Versuche, die der Sache wenig nützen. Erst wenn es gelingt, durch eine mächtige Vertretung der unterdrückten Volksschichten in der Gesetzgebung die Rechte der letzteren zur Anerkennung zu bringen, kommt man zu einer erfolgreichen Lösung der socialen Frage. Das ist

die nächstliegende Aufgabe in der Entwickelung der christlichen Völker."

„Ja so," bemerkte der Erste, „du liesest die ‚Hilfe'! Weißt du, ihr kommt mit Naumann zuletzt noch ganz zu den Socialdemokraten — und wo da euer Christentum bleibt?"

Luzian hatte unbeachtet auch dies Gespräch belauscht. Dann rief ihn die Frau Pastorin zu einer kleinen Hilfeleistung in die andere Stube, wo von verschiedenen Gruppen eingehende Unterhaltungen über die Mission gepflogen wurden. Hier handelte es sich um die Notwendigkeit, auch in einem der deutschen Schutzgebiete eine Mission anzufangen. Dort wurden die Missionsverhältnisse in der Heimat besprochen und beraten, wie am besten überall die ganze christliche Gemeinde für die Sache interessiert werden könnte und welche neuen Mittel dazu in Bewegung zu setzen seien.

Die halbstündige Pause war bald vorüber. Schon riefen die Posaunen zur Nachfeier in den Saal des Gemeindehauses. Er war bis auf den letzten Platz gefüllt. Nach Gesang und einer kurzen Ansprache zeigte der fremde Prediger, welcher in der Kirche den Bericht erstattet hatte, eine Anzahl Gegenstände aus Südafrika, Waffen, Geräte und dergleichen. Alles wurde mit eingehender Schilderung weiter erläutert. Auch die Bücher der schwarzen Christen und Schreibhefte aus den Missionsschulen wurden in der Versammlung umher gegeben. Daran knüpfte sich eine anschauliche Beschreibung des Lebens der jungen Christengemeinden in Kirche und Schule. — Es folgten Chorgesänge, mit kürzeren Ansprachen wechselnd. Nach einem Schlußgebet sang die Versammlung den Vers:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein.

Damit schloß die Feier. Beim Herausgehen hörte man manche Bemerkung, wie es doch so schön gewesen sei. Die Gäste gingen noch einmal in ihre Quartiere, um sich mit einem Imbiß zur Heimkehr zu stärken. Der Mond im ersten Viertel leuchtete ihnen sodann nach Hause.

* *
*

Als die Gäste aus der Pfarre sich verabschiedet hatten, half der Luzian zunächst die zum Teil ausgeräumten Stuben einigermaßen wieder in Ordnung bringen. Dann saß er noch ein Weilchen mit dem Pastor in der Studierstube. Er versuchte, sich über die Fülle der eben empfangenen Eindrücke auszusprechen.

Das sei freilich ganz etwas anderes gewesen, als eine Volksmission. Er bewunderte das Interesse und die Begeisterung der Gemeinde für die gute Sache. „Und die Opferwilligkeit nicht zu vergessen," bemerkte Treusing. Die Kollekten haben etwas über 250 Mark ergeben. Einiges davon haben die fremden Gäste beigetragen und unser Graf ist auch stark beteiligt. Aber die Hauptsache haben doch unsere Leute gegeben. Man klagt immer über die bedrückte Lage der Arbeiter. Aber hier wenigstens sieht man, daß sie etwas über haben. Auch erfahren sie es stets, daß solche Gaben nicht arm machen. Hätten wir wie früher Kneipen im Orte, so würde zehnmal mehr verthan werden, und wir würden stets mit bitterer Armut zu kämpfen haben. Jetzt haben wir gesundere Zustände. — Ich denke, auch Sie, lieber Freund, werden heute

etwas von dem empfunden haben, was ich neulich andeutete. Die Mission ist ein integrierendes Stück des echten Christenlebens.

Luzian nickte. Nach einer Weile kam er auf die verschiedenen Richtungen unter den Geistlichen, von denen er heute etwas hatte beobachten dürfen. Vor dem alten Pastor Ernst schien er noch ein geheimes Grauen zu haben. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, fühlte er etwas Ähnlichkeit mit dem System der Unterwerfung unter eine äußere Autorität. Treusing begütigte. Dem alten Manne muß man es nicht so anrechnen. Er ist verstimmt durch die traurigen Zustände, die durch die Industrie auch in seiner Gemeinde hervorgerufen sind, ohne daß sie ein angemessenes Gegengewicht fanden. Er hat es mit der reinen Lehre, als dem einigen Heilmittel der Schäden, versucht. Aber je mehr das ungleichartige Mittel den erwünschten Erfolg versagte, desto mehr klammerte er sich daran. Daneben hat er und noch mehr seine Frau durch Wohlthätigkeit und einige Arbeiten der sogenannten innern Mission viel gethan. Aber auf die sociale Frage selbst einzugehen, hat er als für den Geistlichen ungehörig immer abgelehnt. Nun ist er Witwer und hat ein trauriges Dasein. In seiner Gemeinde ist die Glut der industriellen Wirren erloschen. Aber es ist viel Asche zurückgeblieben. Religiöse Gleichgültigkeit und Materialismus haben die Oberhand. Er predigt größtenteils vor leeren Bänken. Seine überwiegend dogmatisierenden Predigten vermögen nicht die Kirche wieder zu füllen. — Aber nach diesem Manne dürfen Sie nicht die ganze konfessionelle Richtung beurteilen. Es giebt schon noch mehr solche; aber bei vielen tritt in der Amtswirksamkeit

die theoretische, konfessionelle Seite recht zurück hinter dem Einen, was not ist. Unsern Bestrebungen stehen ja manche auch sehr bedenklich gegenüber. Ihnen ist die sociale Frage ein Noli me tangere. Andere haben herzliche Sympathien für uns. Noch mehr gilt das von denen, die der „Positiven Union“ angehören. Bei ihnen ist von den besonderen Bekenntnissen noch mehr der Accent zurückgezogen und die großen christlichen Grundwahrheiten allein sind auf den Leuchter gestellt. Aber es bahnt sich bei uns durch das sociale Moment mehr und mehr eine Verschiebung der Parteien an. Wenn ich nicht irre, haben Sie von einem der jüngeren Amtsbrüder auch eine recht scharfe Kritik unserer Bestrebungen gehört. „Ja die Jungen“ — und dabei kratzte sich Treusing hinter den Ohren, — „sind Hitzköpfe. Kann sein, daß sie uns noch allerlei Verwirrung bringen. — Ich könnte Ihnen noch ein paar andere Richtungen vorführen — aber ich will unsere Zersplitterung vor Ihnen nicht gleich aufs Schlimmste zeigen. Sie ist zugleich unsere schwache und unsere starke Seite.“

Luzian erkundigte sich noch nach einer anderen Richtung. Ob es nicht auch unter den evangelischen Geistlichen solche gäbe, die ihre Amtsgeschäfte abmachen, dann aber gut essen und trinken, Kegel und Karten spielen und sich sonst das Leben angenehm machen.

Treusing konnte bezeugen, daß diese Species hierzulande nur selten vorkommen, obgleich hier und dort sich einer ihr annähere. „Selbst vereinzelte räudige Schafe fehlen auch nicht in dieser Herde,“ fügte er mit einem schmerzlichen Blicke auf die „Amtlichen Mitteilungen“ hinzu, die vor ihm auf dem Tische lagen. Darin war

gemeldet, daß Pastor N. N. auf die Rechte des geistlichen Amtes verzichtet habe. „Unsere Kirche in ihrer sichtbaren Gestalt erscheint durchaus nicht als eine Gemeinschaft von Heiligen, auch wenn wir die Hirten ins Auge fassen. Aber ich denke, Sie werden heute doch von den Amtsbrüdern den Eindruck gewonnen haben, daß sie, wenn auch auf verschiedene Weise, sich bemühen, Träger und Verbreiter des ewigen Lichtes zu sein."

---

5. Thränensaat und Freudenernte zu Parsin.

Mit den zurückkehrenden Kräften suchte Luzian nach angemessener Beschäftigung in den Mußestunden. Die Bücher auf dem Regal in seinem Stübchen, deren Benutzung ihm freigestellt war, boten ihm reichlichen Stoff. Oft saß er über der Bibel. Gottes Wort in der deutschen Sprache übte auf ihn eine eigentümliche Anziehung. Auch las er gerne in einer Biographie Zinzendorfs und orientierte sich über die Brüdergemeinde und ihre Organisation. Dann fesselte ihn längere Zeit ein Bündel kleinerer Schriften: Friedensblätter aus dem Bruderhause in Reutlingen und verschiedene Berichte über Gustav Werners industrielle und ökonomische Anstalten. Dabei lag eine Photographie*), die Luzian mehrmals lange mit sinnenden Blicken anschaute. In der Mitte sieht man den alten Werner, eine hohe, schon etwas gebückte Gestalt, mit einem Kinde auf dem Arm, dessen zerrissenes Hemdchen von Not und Elend zeugt. Eine wunderbare Freundlichkeit strahlt von dem greisen Antlitz, das dem Kinde zugewendet ist. Zur Linken sind sauber gekleidete Waisenmädchen unter Anleitung einer Schwester beschäftigt. Rechts steht ein verkrüppelter Mann mit einer Krücke unter dem einen Arm, den andern auf einen frischen

*) Vater Werner, Verlag des Bruderhauses in Reutlingen.

Knaben gelehnt, der mit dem Werkzeug bereit steht, an die Feldarbeit zu gehen. Dies Bild macht einen tiefen Eindruck.

Unter den Büchern fand sich auch ein ziemlich starker geschriebener Band. Er enthielt Aufzeichnungen des alten Pastor Wolfram, des Vorgängers von Treusing. Er war vom Grafen nach Parsin berufen, als dort durch das Eindringen der Industrie alles in Verwirrung geraten war. Früher war das Dorf ein Filial von Züllwitz gewesen. Damals hatte Graf Below die neue Pfarre gegründet. Geraume Zeit mußte der treue Geistliche unter großen Schwierigkeiten arbeiten. Darüber geben diese Mitteilungen eingehende Auskunft. Über dem Anfang las man die jedenfalls nach Vollendung des Ganzen mit zitternder Hand hinzugefügte Überschrift: Thränensaat und Freudenernte zu Parsin. — — — — — — —

Der Verfasser beabsichtigte wenigstens einen Auszug dieses Schriftstücks, das den Entwicklungsgang der Parsiner Arbeitergenossenschaft klar darlegt, seinen Lesern mitzuteilen. Jetzt aber, da der Druck erfolgen soll, stellt sich heraus, daß das betreffende Manuskript fehlt, und niemand weiß es zu finden. Der geneigte Leser wolle daher die große Lücke entschuldigen, die dieses Kapitel enthält. Vielleicht ist es später möglich, die Aufzeichnungen des alten Pastors in vollerem Maße zu veröffentlichen.

6. Die Entscheidung.

Es war Winter geworden. Die Erde prangte im weißen Gewande, das aus Millionen von Spiegelchen gewebt scheint, die alle das Sonnenlicht wiederstrahlen, wenn auch oft in verschiedenen Farben spielend. Die Menschen aber schüttelten sich und eilten schneller über den knarrenden Schnee, um sich zu erwärmen.

In den Parsiner Fabriken herrschte reges Leben. Der Betrieb war mit verdoppelten Kräften in vollem Gange.

Durch Luzians Stübchen pfiff der Ostwind aus erster Hand. Das Verstopfen der Fensterritzen konnte seine Macht nicht brechen. Vergebens bemühte sich der kleine Kanonenofen, den Raum zu erwärmen. Eine Weile strahlte er eine übertriebene Glut aus, so daß seine Nähe unerträglich wurde; hernach aber stand er wieder so eisig kalt und trostlos da.

„So geht es nicht weiter," sagte der Pastor, als er einmal ins Giebelstübchen eingetreten, diese Lage wahrnahm. „Die kurze Zeit, die Sie bei Tage zu Hause sind, sollen Sie nicht frieren. Nehmen Sie die Bücher und was Sie sonst mögen und kommen Sie zu mir in die Studierstube."

„So," fuhr er unten fort, „dies Tischchen und der

Korbstuhl dahinter soll Ihr Reich sein. Ich denke, wir werden uns freund-nachbarlichst vertragen."

Luzian dankte mit herzlichem Händedruck. Er hatte allerdings ein schönes Plätzchen bekommen, dicht am Fenster. Da hing ein kleines Glasgemälde mit leuchtenden Farben, die besonders jetzt schön waren, wo sie den glitzernden weißen Schnee zum Hintergrund hatten. Das Bild selbst wird manchem Leser bekannt sein. Der Maler Plockhorst hat gar sinnig Jesum als den guten Hirten dargestellt, wie er der Herde vorangeht. Auf dem Arme trägt er ein krankes, recht jämmerliches Schäflein, das sich matt an seine Brust lehnt, während er es mit barmherzigen Blicken betrachtet. Unwillkürlich hat der Luzian das Bild oftmals angesehen, wenn er von seinem Buche aufsah.

* *
*

In Parsin gab es wieder einmal ernste Tage. Die Arbeitergenossenschaft war von einer Krisis bedroht. Nicht äußerlich. Die Industrie befand sich in sehr befriedigendem Gange, und Herr Nettemann kündigte als ganz sicher an, daß der bevorstehende Jahresabschluß den höchsten bisher erzielten Überschuß ergeben werde. Aber die innere Einigkeit wurde ein wenig erschüttert.

Knippermann war sonst ein tüchtiger, ordentlicher Arbeiter, aber ein etwas unruhiger Kopf. Er gehörte zu den wenigen Baptisten, die sich der Genossenschaft angeschlossen hatten. Sie waren durch einen besonderen Revers verpflichtet worden. Alle Versuche, für ihre Sekte in Parsin Propaganda zu machen, sollten ausgeschlossen sein. Ganz ohne Diskussionen über die Lehre konnte es

ja freilich nicht immer abgehen. Aber unter dem alten Stamme der Parsiner Arbeiter waren etliche bibelfeste Leute, die den Sektierern nachdrücklich heimleuchteten. Die letzteren fanden allmählich einen Modus vivendi. Sie besuchten Sonntags den Vormittagsgottesdienst; nachmittags aber wanderten sie, auch bei Wind und Wetter, in das Städtchen, wo ein Schmiedemeister als baptistischer Laienprediger die zerstreuten Glieder seiner Gemeinde aus der Umgegend sammelte. Der religiöse Ernst dieser Leute wurde ja auch in Parsin anerkannt. Man behandelte sie mit christlicher Nächstenliebe. Sie waren fleißig, geschickt und ordentlich. Im ganzen verhielten sie sich ruhig. Nur der Knippermann konnte sich gelegentlich den Versuch nicht versagen, einige Seelen für seine Sekte einzufangen. Besonders machte er sich an die Weiblein. Ein paarmal war er bereits verwarnt worden. Jetzt hatte er schon wieder im Geheimen besondere Betversammlungen gehalten. Einer der Ältesten hatte eine solche belauscht und gehört, wie unter Schluchzen und Weinen um die richtige Bekehrung „unsres Grafen" und des Herrn Pastors gebetet worden war. Ein anderer Zeuge konnte von einem Zwiegespräch des Knippermann mit der Frau eines anderen Arbeiters berichten, welche jenem ihre Bereitwilligkeit erklärt hatte, sich durch die richtige Taufe der Gemeinde der Heiligen anzuschließen.

Es gab unangenehme Verhandlungen. Schließlich entschied die Ältestenversammlung der Genossenschaft, von ihrem statutenmäßigen Rechte Gebrauch zu machen und den Störenfried unter Auszahlung seines Guthabens vom Platze zu verweisen. Eine Aufhetzerei anderweit Unzufriedener gegen die Ältesten hatte glücklicherweise keinen

durchgreifenden Erfolg. Die Ruhe wurde wieder hergestellt und in einem besonderen Abendgottesdienst besiegelt, in dem Buße und demütiger Dank durch die Versammlung klangen.

* * *

An den langen Winterabenden wurde der Gemeindesaal häufiger als sonst benutzt. In jeder Woche wurde dort eine Bibelstunde gehalten, alle 14 Tage auch eine Missionsstunde. Daneben versammelte sich regelmäßig der Jünglingsverein, sowie der Jungfernverein und auch der Gesangverein hielt seine Übungen. Sonntags war Unterhaltungsabend. Hier fand auch der Luzian bald Gelegenheit seine besondere Gabe zu verwerten. Mit seinen anschaulichen Schilderungen führte er die Zuhörer in die Alpenwelt. Alle lauschten mit größter Aufmerksamkeit, und als der Redner geschlossen hatte, riefen ihm manche herzlichen Dank zu. „Das war brav," sagte Treusing, indem er seinem Pflegebefohlenen auf die Schulter klopfte. „Sie sollen uns noch oft etwas erzählen. Sie haben eine besondere Gabe dazu. Bei uns," bemerkte er später, „wird die Erzählungskunst immer seltener. Das ist leider auch ein Zeichen der Zeit."

Er hatte es oft betont, daß Anschaulichkeit das beste Mittel sei, das Interesse der Menschen zu gewinnen. Er verriet dem Luzian, daß er jetzt in dieser Richtung noch weitere Versuche machen wolle. Der Graf hatte nämlich, besonders im Hinblick auf die Unterhaltungsabende, eine große Laterna magica, oder, wie man jetzt sagt, ein Skioptikon angeschafft. Der junge Freund wurde zu den nötigen Proben und Vorbereitungen hinzugezogen. Es

machte ein gut Teil Mühe, den Apparat zum richtigen Funktionieren zu bringen. Die Bilder an sich waren schöne Photographien, aber das Licht zu schwach. „Ach, wenn man doch das liebe Sonnenlicht selbst hineinleiten könnte, dann würde es prächtig werden." Mit dem nicht ungefährlichen Kalklicht wollte man sich nicht einlassen. Aber eine Petroleumlampe neuester Konstruktion mit Leuchtkraft von 38 Normalkerzen brachte einen befriedigenden Erfolg. Nun klappte alles, und auf der ausgespannten Leinwand erschienen die ziemlich großen Bilder in schönen Farben. Es waren verschiedene Serien vorhanden aus der biblischen Geschichte, Naturkunde, Geographie, der vaterländischen Geschichte u. s. w. Die dazu erforderlichen Erläuterungen machten in einigen Fällen nicht wenig Arbeit. Aber der Pastor scheute die Mühe nicht.

In der Gemeinde war schon etwas verlautet. Mit großer Spannung kam man zum nächsten Unterhaltungsabend.

Luzian besorgt den Apparat. Nach einer kurzen Ansprache verdunkelt sich der Saal; zugleich erscheint auf der Leinwand das Christkindlein in der Krippe und dabei ertönt von dem uns schon bekannten Quartett so sanft und feierlich:

„Stille Nacht, heilige Nacht."

Viele in der Versammlung werden zu Thränen gerührt. So wie hier waren sie kaum je von der Weihnachtsgeschichte ergriffen.

Ähnlich ging es mit den andern Bildern. Der Apparat bewährte sich als ein treffliches Mittel zu edler Unterhaltung.

Das nächste Mal wurden einige Alpenlandschaften

gezeigt. Luzian gab prächtige, kurze Erläuterungen dazu, die in der Seele des Beschauers das Bild weiter ausmalten. Schließlich sang er mit dem Görgl zur Darstellung des Alpenglühens eines der heimatlichen Lieder. Die Versammlung spendete begeisterten Beifall.

Als er an jenem Abende sich zur Ruhe begab, freute er sich wohl über die Anerkennung; aber es war so etwas, das ihm das Herz zusammenpreßte. Er mußte bitterlich weinen. Es dauerte lange, bis ein fester Schlaf ihm die Thränen trocknete.

* * *

„Es giebt doch sonderbare Menschen," sagte Pastor Treusing eines Abends beim Plauderstündchen. Aus einem Zeitungsblatte las er die Mitteilung über das Experiment eines Amerikaners vor. Der hatte, um die Entwicklung der menschlichen Sprache zu erforschen, angefangen, ein paar Kinder mit aller Pflege aufzuziehen, aber so, daß sie nie einen menschlichen Laut hören sollten. Er wollte beobachten, in welchen Lauten der menschliche Geist, ohne alle Einflüsse von außen her, sich offenbaren würde.

„Das ist ja ganz die Geschichte von dem Versuch des Psammetich, wie sie Herodot erzählt hat," warf Luzian dazwischen. Dieselbe war auch in der Zeitung angeführt. Er erlaubte sich übrigens zu bezweifeln, ob an jener Stelle der Vater der Geschichtsschreibung eine historische Thatsache berichtet habe. Die Laute, welche damals als „bekkos" aufgefaßt wurden, meinte er, seien wahrscheinlich nichts als eine Nachahmung des Meckerns der Ziege ge-

wesen, deren Milch die Kinder ernährt hatte. Und der Schluß auf die Ursprache sei doch sehr zweifelhaft. „Was aber wird bei dem modernen amerikanischen Versuch herauskommen, als ein paar taubstumme und blödsinnige Menschen!“

„Glücklicherweise,“ berichtete Treusing, „hat die Polizei für die armen Kinder gesorgt und sie unter menschliche Pflege und Erziehung gebracht. Nur indem wir die menschliche Sprache hören, lernen wir selbst reden. — Auch mit dem Gespräch der Seele geht es so. Ein Mensch lernt auch nur beten, wie in seiner Umgebung gebetet wird. Leider lernen manche nur plappern oder bleiben wie taubstumm.“

Luzian gedachte an den Segen, der ihm durch die Gebete bei den Morgen- und Abendandachten zu teil geworden war. Als er an jenem Abend vor dem Schlafengehen die Hände faltete, regte sich in ihm herzlicher Dank, daß er unter Menschen leben dürfe, in deren Verkehr er ganz anders, als früher, mit dem lieben Gott reden gelernt hatte, wie die Kinder mit ihrem lieben Vater reden.

* * *

Luzian sitzt allein an seinem behaglichen Plätzchen. Sein Blick fällt wieder einmal auf den guten Hirten. Dann ergreift er die Photographie von Vater Werner. Wunderbare Ähnlichkeit! Hier wie dort die suchende, rettende Liebe. Aber das eine ist der Abglanz. Das andre das ewige Licht selbst.

Er wendet seinen Blick von neuem auf das Glasgemälde. Er fixiert bald das elende Lamm, bald das

barmherzige Heilandsgesicht. Seine Augen füllen sich mit Thränen. Lange hat er so dagesessen.

Nun öffnet sich die Thür. Der Pastor tritt ein. „Lieber Freund,“ sagt er nach kurzer Umschau, „Sie sind sehr bewegt; was ist Ihnen?“

„Herr Pastor,“ antwortet jener, indem er sich bemüht, seiner Gefühle Herr zu werden, „jetzt weiß ich's — das elende Schäflein bin ich selber. Der gute Hirte allein kann mich retten. Bisher habe ich mich immer noch mit verkehrten Gedanken getragen. Ich wollte mein Verderben selber heilen. Ich wollte mich selbst zum Philanthropen ausbilden und mit Werken barmherziger Liebe meine alten Schulden abtragen. Das war so verkehrt. — Jetzt verstehe ich erst, was hier immer betont wird: ‚aus Gnaden allein‘. Sonst ist's mir fremd und unverständlich gewesen. — Auch Vater Werner ist jedenfalls nur dadurch zu seinen Liebeswerken geschickt geworden, daß er selbst die Hilfe des guten Hirten erfahren hat. — Ich habe mich sonst oft durch falsches Licht und durch trügerische Irrlichter täuschen lassen. Und als ich dann den Widerschein wahren Lichtes an echten christlichen Persönlichkeiten kennen lernte, war mir die Gnadensonne selbst durch allerlei düsteres Gewölk verhüllt. Jetzt beginnt die Hülle zu schwinden. Jetzt verstehe ich erst die Mahnung:

Suche Jesum und sein Licht!
Alles andre — ja alles andre hilft dir nicht.

Tief gerührt ergriff Treusing Luzians Hand und sah ihm lange in die feuchten Augen.

* *
*

Pastors waren zum Thee aufs Schloß geladen. Luzian war auch dabei. Es wurden Adventslieder gesungen beim Scheine der Adventslichter, die auf einem Tannenzweig brannten, gerade so viele, als Tage der Adventszeit schon verflossen waren. ’s ist eine schöne Sitte. Es wird immer heller, bis zuletzt im lieben Weihnachtsfeste das volle Licht erscheint.

Luzian benutzte eine Gelegenheit, dem Grafen allein sein Herz auszuschütten. „Jetzt erst,“ sagte er, „wird Ihr Rettungswerk vollendet. Sie haben mir das zeitliche Leben gerettet. Und daß ich nun den Weg zum Retter meiner Seele gefunden habe, ist auch eine Folge der Barmherzigkeit, die Sie an mir thun.“ Darüber war die Gräfin hinzugekommen. Luzian drückte beiden dankbar die Hand, während auf ihren Augen der Dank leuchtete, der nach oben ging. — — — — —

„Sehen Sie einmal eine Weihnachtsarbeit meiner Schwägerin,“ sagte Frau Pastor, indem sie ein kleines Glasbild gegen die Lampe hielt. Es zeigte in leuchtenden Farben einen musizierenden Engel nach Fra Angelico. Luzian betrachtete es sinnend. Dann, wie aus einem Schlafe erwachend, fragte er: „Das hat Fräulein Gertrud gemalt?“ und fast verwirrt fuhr er stotternd fort, ob auch der gute Hirte in der Studierstube ihr Werk sei? Er hörte nur noch die Bestätigung. Bei der weiteren Unterhaltung blieb er sehr schweigsam. Beim Abschied aber drückte er Gertruds Hand und sagte: „Sie wissen nicht, welche große Wohlthat Sie mir erwiesen haben.“ Das junge Mädchen wurde über und über rot bei diesen rätselhaften Worten.

* *
*

„Also wirklich, der kleine Katechismus genügt; ich brauche die Konkordienformel nicht zu unterschreiben?“

„Mein Lieber, wir fordern keine mechanische Unterwerfung unter Formeln und Satzungen,“ antwortete der Pastor dem Luzian. „Wenn Sie — — —

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch einen Fall auf dem Hausflur, dem bald bitterliches Weinen folgte. Luzian sprang hinzu und öffnete die Thür. Da lag Hänschen auf dem Flur; vor ihm ein zerbrochener Blumentopf und ein blühender Rosenstock. Von der andern Seite war erschrocken Fräulein Gertrud herausgetreten. Sie war in der guten Stube beschäftigt, den Geburtstagstisch für ihre Schwägerin zu schmücken. Sie richtete den armen Jungen auf, besah ihn, ob er Schaden genommen, und wischte ihm unter tröstlichem Zuspruch die Thränen aus den Augen. Luzian hatte den Rosenstock aufgehoben, dessen Wurzelballen ziemlich gut zusammenhielt. Treusing hob den zerbrochenen Topf auf. Schon wollte er ihn zur Hausthür hinauswerfen mit den Worten: „Mag die Form zerbrechen, wenn nur der Inhalt gerettet ist. Nein doch,“ unterbrach er sich, „wir wissen nicht, ob wir ein andres passendes Gefäß finden, und ohne Topf würde das Röslein Schaden nehmen.“ Eine genauere Betrachtung zeigte, daß nur vom Rande des Topfes viele kleine Splitter abgebrochen waren. „I, was wollt ihr denn,“ rief er, „der Topf ist ja noch gar nicht kaputt. Nur der Rand war morsch.“ Mit dem Knöchel anklopfend, entlockte er dem Gefäß einen klingenden Ton. „Seht ihr, darin kann das Rosenstöcklein noch lange blühen und wachsen!“ Während Gertrud die Splitter zusammenkehrte, paßten die Männer

den Topfballen ein. „Siehst du, Hänschen, nun kann sich Mütterchen doch darüber freuen!“

Gertrud meinte, der Rand sei nun so unegal, ob man ihn nicht etwas glätten könne. „Trudchen, laß deine Künste unterwegs,“ sagte Treusing und klopfte der Schwester lächelnd auf die Schulter. „Wenn du anfängst zu kratzen und zu polieren, könnte er am Ende wirklich einen Sprung bekommen. Wenn einmal der Gärtner zu uns kommt, kann er das Stöcklein in einen neuen Topf umpflanzen.“

„Nun, dann winde ich Seidenpapier herum,“ entgegnete Gertrud.

„Meinethalben,“ war die Antwort, „das wird der Rose nicht schaden.“

Aus Hänschens Augen, die eben noch so trübe waren, leuchtete wieder freundlicher Sonnenschein. Die Rose war ja gerettet. Die Männer aber gingen in die Studierstube zurück, indem Treusing bemerkte: „Möchte man doch die Töpfe nicht gleich ganz zerschlagen, wenn der Rand etwas morsch geworden ist.“

* *
*

In seiner Berufsarbeit hatte sich Herr Stelzenbacher wohl bewährt. In der ersten Zeit hatte der peinliche Herr Nettemann eine gewisse Unsicherheit gerügt und ein paarmal von einem verdrießlichen Versehen gesprochen. Luzian war immer bescheiden geblieben, immer mehr bemüht, alles recht zu machen. Es war ihm denn auch nach dem Urteile seines Vorgesetzten gelungen, sich sehr gut einzuarbeiten. Seine Geschicklichkeit, besonders seine saubere Handschrift, seine Gewissenhaftigkeit und Zu-

verlässigkeit wurde lobend anerkannt. Auf solche Empfehlung beschlossen die Ältesten, den neuen Bureauarbeiter nach abgelaufener Probezeit in die Genossenschaft aufzunehmen. Die Aufnahme erfolgte immer in feierlicher Versammlung im Gemeindesaal. Diesmal sollte sie zu Weihnachten stattfinden. Eine andre Aufnahme aber sollte ihr voraufgehen.

* * *

Es war Weihnachtsabend. Man kam aus der Kirche. Hans und Grete konnten kaum die Zeit erwarten. „Wartet doch," sagt Tante Gertrud beschwichtigend, „Väterchen muß sich doch erst den Talar ausziehen."

Schnell genug muß er damit fertig geworden sein. Auch Luzian, der die Lichter am Christbaum anzündete, muß sich beeilt haben, denn bald erklingt das Harmonium. Die Thür geht auf. Die eingetretenen Kinder stehen in heiliger Scheu wie gebannt. Jetzt ist auch Frau Pastor mit dem Friedel auf dem Arm dazu gekommen; daneben Gertrud und Rike. Die Hausgemeinde singt einige Verse, der Vater spricht ein kurzes Gebet. Nun wird ein jedes an seinen Platz geführt. Mit Macht bricht der zurückgehaltene Jubel der Kinder heraus. „Eine Puppe," frohlockt Gretchen — „und sie kann auch die Augen zumachen." Hans langt jauchzend nach der kleinen Geige, die er sich so oft vom heiligen Christ erbeten hat. Selbst der kleine Friedel streckt jubelnd die Händchen aus nach den Lichtern und den vergoldeten Äpfeln. Auch die Eltern haben sich gegenseitig Überraschungen bereitet; die Tante und die brave Magd sind wohlbedacht.

Solch ein Weihnachtsfest hat der Luzian noch nicht

erlebt. Dieser Lichterglanz, diese Freude der Hausgenossen hätte genügt, ihn mit festlicher Wonne zu erfüllen. Aber auch ihm ist eine Überraschung bereitet. Treusing führt ihn zu einem Tischchen in der dunkeln Fensternische. Da liegt in schönem Bande Bibel und Gesangbuch — darüber aber glänzt, durch die hintergestellten Lichter erhellt, ein Glasbild vom guten Hirten — nicht das Exemplar von drüben, sondern ein anderes, wie die verschiedenen Farben sofort erkennen lassen.

„Das hat Ihnen der heilige Christ gebracht.“

Luzians Augen füllen sich mit Thränen. Er vermag kaum den Ausdruck des Dankes hervorzubringen. Er drückt dem Pastor und seiner Frau die Hand. Nach einer Weile nähert er sich der Schwester. „Ich darf mich auch bei Ihnen bedanken, Fräulein Gertrud! Es ist zu viel!“

„Mein Bruder hat mir gesagt,“ entgegnet sie, „wie bedeutungsvoll dies Bild für Sie geworden ist. Ich freue mich, daß es mir möglich wurde, es für Sie in der kurzen Zeit zu kopieren und daß es auch noch rechtzeitig gebrannt werden konnte.“

Als Luzian die Bibel aufschlägt, findet er bei Joh. 10 eine gemalte Karte mit dem Verse: „Wie herrlich ist’s, ein Schäflein Christi werden.“

Der Vater aber setzt sich wieder an das Harmonium. Da klingen die köstlichen Weisen: „O du fröhliche,“ „Es ist ein Ros’ entsprungen,“ „Stille Nacht, heilige Nacht“ und viele andere.

„Doch nun müssen wir wohl die Lichter auslöschen,“ mahnt die Mutter. Luzian macht sich sogleich daran. Er scheint eine gute Lunge zu haben, denn auch die obersten Kerzen erlöschen vor seinem kräftigen Hauche.

„Wie dunkel es wird," ruft Gretchen. Luzian aber summt stille vor sich hin: „Fahr hin, ein' andre Sonne, mein Jesus, meine Wonne, gar hell in meinem Herzen scheint."

* *
*

Das ew'ge Licht geht da herein,
Giebt der Welt ein'n neuen Schein;
Es leuchtet mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.
Kyrieleis.

So klang am ersten Feiertage der kräftige Gemeindegesang zum vollen Orgelton und mächtigen Posaunenschall. Festlich zu Lob und Dank erweckend drang das gepredigte Gotteswort in die Herzen ein. In die Fürbitte ward besonders eingeschlossen ein neues Mitglied, das heute der Gemeinde einverleibt werden sollte. Es folgte die Feier des heiligen Abendmahls, bei der Luzian an der Seite des Grafen an den Altar trat. — Die erhebende Feier schloß mit dem Verse:

„Laß mich dein sein und bleiben."

Schluß.

Es war im August 1896. Auf dem Bahnhof zu Lichtenfels sah man viele verdrießliche Gesichter. Ein kleiner Schaden an der Maschine hatte den Schnellzug von Probstzella verspätet; der Anschluß nach München war nicht erreicht worden.

„Nun sollen wir zwei Stunden hier liegen," brummte einer von den Reisenden.

„Trösten Sie sich mit mir," erwiderte ihm ein Herr mit schwarzem Vollbart und silberner Brille; ich habe doppelt solange hier zu warten. Die Bouillon war so heiß; da ist mir mein Zug davongefahren und ich sitze hier ohne Koffer und Tasche." Doch überrascht wendete er sich nach rechts, wo ein junges Ehepaar saß, das aus allem Verdrießlichen heraus wie ein Sonnenblick zwischen dunkeln Wolken leuchtete. Seiner Sache nicht ganz sicher trat er einen Schritt näher.

„Ist es denn möglich, Herr Stelzenbacher, und, wie ich vermuten darf, mit Frau Gemahlin!"

„Herr Pastor Moritz," rief jetzt die junge Frau, „kennen Sie denn nicht mehr die Schwester Ihres alten Amtsbruders Treusing?

Es gab eine herzliche Begrüßung und Beglückwünschung. „Nun, schönere Gesellschaft hätte ich mir für die Stunde des Wartens nicht wünschen können! Aber

wie schade, daß wir nicht in gleicher Richtung reisen. Ich komme aus den Alpen und Sie scheinen erst dahin zu wollen. — Doch nun erzählen Sie, wie es Ihnen ergangen ist. Es sind nun über 6 Jahr, daß ich in die Provinz Brandenburg versetzt wurde. Seitdem habe ich leider aus Parsin nur spärliche Nachrichten erhalten. Der gute Treusing hat ja freilich zu gemütlicher Korrespondenz keine Zeit. Aber so ein dunkeles Gerücht habe ich gehört, daß Sie bald nach meinem Weggange nochmals Student geworden sind. Das wird kein leichtes Stück gewesen sein!"

Luzian nickte.

„Und wie sind Sie mit der Theologie zu Rande gekommen?" forschte jener weiter.

„Grade so wie ‚unser Graf'. Ich mag nicht über die Theorie des Löschwesens disputieren, wo die brennenden Fragen uns von allen Seiten entgegenzüngeln. Solange ich noch meinen Eimer habe und das Wasser, das ich aus der Quelle schöpfen darf, nicht mangelt, weiß ich, was ich zu thun habe. Den Streit der wissenschaftlichen Systeme mögen andere durchkämpfen."

Der Amtsbruder schmunzelte. „Nun ja, so übel ist der Standpunkt nicht."

Darauf erzählte Luzian, wie er seine Examina absolviert und ein Jahr lang Vikar gewesen sei, größtenteils in einer rein bäuerlichen Gemeinde. Es sei ihm sehr erwünscht, jene verhältnismäßig patriarchalen Zustände näher kennen gelernt zu haben. Neuerdings aber habe er einen Ruf an eine Gemeinde in Kärnten erhalten. Der frühere Molkereivorsteher aus Parsin sei dorthin, in seine Heimat, zurückgekehrt. In Grießelbach haben die Evangelischen jetzt eine eigene Kirche gebaut und sich von

der ausgedehnten, älteren Diasporagemeinde abgezweigt. Dort soll er sein neues Arbeitsfeld finden. Vorher aber habe er sich nach einer Gehilfin umgesehen. In Parsin hätte man schon längst gewußt, daß er des Pastors Schwester haben wolle, lange, ehe er selbst den Mut gehabt, daran zu denken. Nun sei er glücklich, daß er sie habe, und daß sie ihm bereitwillig in die Ferne folge. Ein Händedruck und freundliche Blicke der jungen Frau bestätigten jedenfalls die Bereitwilligkeit.

Pastor Moritz hatte gespannt zugehört. „Wie wunderbar!“ rief er aus. „Ich bin ja erst vor wenigen Tagen in Grießelbach gewesen. Ach die armen zerstreuten Brüder! Wahrlich, da kommen Sie in dringende Arbeit; aber sie wird gesegnet sein. Da allerdings werden Sie mit wissenschaftlichen Systemen nicht viel zu thun haben. Bieten Sie nur den Verschmachtenden reichlich das Lebenswasser dar. Denken Sie doch, die 300 Seelen in mehr als 20 Ortschaften hatten bisher einen Weg von mindestens 8 Stunden zur Kirche. Aber nun haben sie ein schmuckes Gotteshaus bekommen. Ich irre wohl nicht, wenn ich jetzt vermute, daß ‚unser Graf‘ auch ein gut Teil zum Baufond beigetragen hat?“

„Das stimmt,“ bestätigte Luzian.

„Nun, ich gönne es den braven Leuten, die so lange unter unsäglichen Schwierigkeiten an ihrem evangelischen Glauben festgehalten haben. — Aber, Frau Pfarrer, Sie gehen einem entsagungsvollen Leben entgegen. Sie werden erschrecken, wie klein das Häuschen ist, das zunächst die Pfarre vorstellen soll!“

Gertrud lächelte. „Ach, Herr Pastor, wir haben in unserm Leben schon manchmal Gelegenheit gehabt, das

Kleinsein zu lernen. Es hat auch noch keinem Menschen geschadet, wenn er klein angefangen hat. Das Pfarrhaus wird wohl auch mit der Zeit noch etwas größer werden."

„Brav von Ihnen. — Nun aber, Bruder Stelzenbacher, möchte ich Ihnen den Rat geben, zu Ihrer Informierung zuerst nach Schwarzegg zu gehen. Da können Sie sehen, was treue Arbeit in der Diaspora auszurichten vermag."

Ganz begeistert von den noch frischen Eindrücken, erzählte er, wie da vor 25 Jahren ein junger Pfarrer eingezogen sei in die Gemeinde, die so arm war, daß sie ihm für die ersten 9 Monate kein Gehalt geben konnte. Eine freundliche Wirtin habe ihm die Beköstigung einstweilen unentgeltlich gewährt. Nicht lange danach habe er einen armen Waisenknaben zu sich genommen. Als er sich 1878 verheiratete, hatte er schon mehrere Pfleglinge beisammen und 3 Jahre später konnte er im Pfarrhause und einem Anbau des Schulhauses eine Kinderrettungsanstalt für Knaben und Mädchen eröffnen. Das waren die kleinen Anfänge. Unter treuer Mithilfe deutscher und schweizerischer Glaubensgenossen ist es weiter gegangen. Jetzt hat die Rettungsanstalt ihr eigenes Gebäude, in dem 80 Kinder im Lichte der barmherzigen Liebe fröhlich sind. Ein Heim für Kranke, besonders evangelische, wurde 1893 gebaut. Im letzten Jahre wurden 164 Personen darin gepflegt, meist arme, die sonst in großem Elende verkommen sein würden. Man hat Kranke aus dem Stalle, vom nassen Stroh weggeholt, wo sie in Ungeziefer, Hunger und Krankheit lagen. — Die Gemeinde von 600 Seelen ist übrigens in 50 Ortschaften zerstreut."

„Sehen Sie," fuhr er fort, „da giebt es viele Auf-

gaben, die zu dankbarer Arbeit mahnen. Ich freue mich, daß Sie den armen Glaubensbrüdern zu Hilfe kommen!“

Luzian und die junge Frau hatten mit Spannung zugehört. Die Verhältnisse waren ihnen nicht ganz unbekannt. Um so willkommener kam ihnen der Bericht des Augenzeugen.

„Aber nun muß ich Ihnen noch etwas erzählen, das für Sie von besonderem Interesse sein wird“ — nahm Pastor Moritz von neuem das Wort. Haben Sie denn erfahren, wie es in Ihrer alten Heimat steht?“

Luzian bedauerte, daß es ihm nicht gelungen sei, sich mit seinen Verwandten in Verbindung zu halten. Er habe nur andeutungsweise gehört, daß Ritter von Yark das Opfer eines furchtbaren Krachs geworden und bald darauf gestorben sei. Wo seine Schwester Ottilie geblieben sei, habe er nicht erfahren können. Der Vater solle auch tot sein. Nur einer seiner Brüder solle noch im Rauhgraben hausen. Die andern seien alle verzogen.

„Denken Sie, ich bin auf meiner Reise im Torwald gewesen!“ fuhr jener fort zu erzählen. Es ist ganz anders geworden, als wie Sie es uns oftmals geschildert haben. Die Industrieseuche hat sich selbst totgefressen und ist erloschen. Nur einige Ruinen von Fabrikgebäuden erinnern noch an die verflossene Zeit. In Oberschuttbach steht noch ein Touristenhotel, aber es wird nur wenig besucht und der Fremdenverkehr hat kaum noch einen nennenswerten Einfluß. Die Erzlager sind erschöpft. Man redet schon davon, daß die Eisenbahn, die längst nicht mehr rentiert, eingehen solle. Der Kirchenringel mit dem Kirchlein steht noch fest. Die Befürchtung des alten Pfarrer Wieser scheint sich nicht zu erfüllen. Sein

Nachfolger ist ein jovialer Herr. Wie es scheint, bindet er aus Langerweile gern mit den wenigen Fremden an. In der Wirtschaft von Unterschuttbach hat er bei einem Glase Wein auch mir viel erzählt. Mein grauer Touristen-anzug ließ ihn nicht ahnen, daß er einen Stiefbruder vor sich hatte. Ich fragte unter anderen nach den Leuten im Rauhgraben. Der alte Steinfranzel sei gestorben, sagte er; der sei bis an sein seliges Ende ein fröhliches Menschenkind gewesen.

Auf Luzians Gesicht zuckten schmerzliche Empfindungen. Pastor Moritz legte seine Hand auf die des Amtsbruders und schwieg eine Weile. Dann erzählte er weiter, wie nach dem Berichte des Pfarrers neuerdings in jenem äußersten Winkel die Ketzerei sich eingenistet habe. „Habeat sibi“, hatte er gesagt, „auf dem jämmerlichen Boden wird sie nicht fett werden. Aber ist es nicht sonderbar, nachdem wir die Industrie und den Fremdenschwall, Aktienschwindel und die andern Ausgeburten der Freimaurerei glücklich überwunden haben, wagen es nun noch gar diese Sacker-löter, bei uns einzudringen!“

Der Tourist im grauen Anzuge hatte dazu nur ge-schmunzelt. Eine Aussprache darüber wäre ja ganz aus-sichtslos gewesen. Er hatte lieber das Gespräch auf den Rolf gebracht. Aber der Pfarrer schien ihn gar nicht zu kennen. Auf die Frage nach der verwitweten jungen Frau von Yark hatte der Pfarrer nur sehr kurz gesagt, sie sei fortgezogen. In Klagenfurt solle sie sich mit einem aus Württemberg stammenden Kaufmanne eingelassen haben. Erst als der Pfarrer sich empfohlen, hatte die Wirtin aus eignem Antriebe weitere Auskunft gegeben. Der armen Ottilie sei es sehr traurig gegangen. In

ihrem kurzen Ehestande sei sie wohl kaum einen Tag glücklich gewesen. Nach dem Krach und dem Tode ihres Mannes sei sie ganz arm geworden. Hochwürden spreche nicht gern von ihr. Er habe sie gar gern zur Haushälterin haben wollen. Sie hab's auch angenommen. Aber schon nach wenigen Tagen sei sie auf und davon. „Die Leute wollen wissen," setzte sie flüsternd hinzu, „daß Hochwürden von der Ottilie eine tüchtige Ohrfeige gekriegt hat."

— — — — — — — — — — — — — — —

Schweigend sahen die drei lange vor sich hin, bis der Pfiff der Lokomotive sie aus ihrem Sinnen aufschreckte. „Nun ist die Zeit doch viel zu schnell verstrichen," sagte Luzian, indem er nach der Reisetasche griff. „Haben Sie herzlichen Dank für die Mitteilungen, die mir so wichtig sind."

„Und ich wünsche Ihnen reichen Segen für die neue Berufsarbeit. Behüt Sie Gott!" — Herzliche Händedrücke wurden gewechselt — und bald war das junge Ehepaar im Gedränge der Einsteigenden verschwunden.

* * *

Es ist wieder Sommer geworden. Manche matte Arbeiter ziehen den Gebirgen zu, um in reinerer Luft Erfrischung und Stärkung zu suchen. Im Schnellzuge nach München treffen wir Graf Below und seine Gattin. Aus ihrer Unterhaltung lernen wir bald das Ziel ihrer Reise kennen. Sie wollen zunächst nach dem Torwald. — Eben hat der Graf einen sehr ausführlichen Brief des Luzian vorgelesen, den er zusammenfaltet und in den Bädecker legt.

„Das muß ein ergreifendes Wiedersehen gewesen sein,“ bemerkt die Gräfin. „Welch wunderbare Führung, daß die beiden Brüder nach Kärnten kommen und dort mit dem evangelischen Glauben bekannt werden mußten!“ So war nämlich in dem Briefe berichtet. Der Martel hatte, schon während sein Bruder noch in Alpenzell war, sich nach Kärnten verdingt. Das Leben als Fabrikarbeiter in seiner Heimat wollte ihm gar nicht gefallen. — Zuerst hatte er in dem neuen Dienste nicht darauf geachtet, aber später es gemerkt, daß er bei Ketzern sei. Indessen, er wurde gut behandelt. So blieb er und lebte sich bei den Leuten ein. Während einer längeren Krankheit hatte die treue Pflege seine Abneigung gegen die Evangelischen ziemlich überwunden. Als er dann eine Tochter des Hauses, die Lene, lieb gewann und das Dirndel kurzweg erklärte, sie könne nimmer einen Katholischen heiraten, da hat's einen eignen Kampf gegeben, zumal eines katholischen Nachbars Tochter ihre Netze nach ihm auswarf. Kurz und gut, der Martel ist übergetreten, hat die Lene geheiratet und sie haben bei bescheidenen Anfängen ihr täglich Brot gehabt. Als es im Torwald mit der Socialdemokratie immer schlimmer wurde, ist der Steffel seinem Bruder nachgezogen, und es ist mit ihm ähnlicherweise gegangen. — Im Rauhgraben waren inzwischen etliche Häuser ganz wüst geworden. Erst vor zwei Jahren sollten sie samt den dazugehörigen Liegenschaften versteigert werden. Es wollte kaum einer darauf bieten. Schließlich erstand sie ein gewisser Herr Däubele aus Klagenfurt, der sich gerade einige Zeit in Oberschuttbach aufhielt. Das war aber niemand anders, als der Mann der früheren Frau von Park.

Auch Ottiliens Lebensweg war wunderbar gegangen.

Aus Pastor Moritz' Erzählung wissen wir bereits, daß sie aus dem Pfarrhause weggelaufen war. Als sie in trübster Stimmung auf dem Bahnhof gesessen, unschlüssig, nach welcher Richtung sie reisen solle, um möglichst weit von ihrer Heimat wegzukommen, sitzt da ein Herr, dem seine Frau auf der Reise plötzlich erkrankt ist. Er fragt, ob nicht irgend jemand zu haben sei, der der Kranken die nötige Hilfe leisten möchte und sie heimbringen helfe? Da hat sich die Ottilie gemeldet. So ist sie nach Klagenfurt gekommen. Da sie die Kranke gut und liebreich behandelt hat, ist sie als Pflegerin im Hause geblieben, hat auch der beiden Kinder sich treulich angenommen. Frau Däubele hat ihr langes, schweres Leiden als eine rechte Christin getragen. Zuerst ist die Ottilie sehr erschrocken gewesen, als sie gemerkt, daß sie bei Ketzern sei. Aber die stille Ergebung der Kranken und ihre gläubige Sehnsucht nach der himmlischen Heimat hat auch ihr Herz gewonnen. Zuletzt sind die beiden, Kranke und Pflegerin, wie zwei Schwestern zusammen gewesen. Endlich, nach anderthalb Jahren ist's zu Ende gegangen. Da hat die Kranke noch kurz zuvor gesagt: „Gelt, Ottilie, wenn's der Fritz will, verläßt du die Kinder nicht wieder?“ Sie hat's versprochen. Sie hat's auch gehalten, erst als Haushälterin, dann nach Jahr und Tag als Mutter. Jetzt lebt sie glücklich und geachtet als Frau Däubele.

Die beiden Brüder aber haben die so billig erstandenen Wirtschaften geschenkt erhalten, auch alles, was dazu gehörte, sie wieder in stand zu setzen. So hausen sie nun wieder in der alten Heimat, neben ihrem Bruder, dem Steinfriedel, der im väterlichen Häuschen sitzt, mit seiner Frau und auch schon zahlreichen Kindern.

Da hat sie der Luzian kürzlich besucht. In des Steffels Häuschen haben die Brüder lange bei einander gesessen und einander ihre wunderbaren Erlebnisse erzählt. Zuletzt hat der Luzian ein Dankgebet gesprochen. Der Friedel hat nicht recht gewußt, ob er dabeibleiben dürfe, weil seine Brüder nun doch Ketzer seien. Aber wie er den herzlichen Worten des Luzian zugehört hat, ist's ihm so eigen zu Mute geworden und er ist auch neben den andern niedergekniet.

— — — — — — — — — — — — — — —

* *
*

In Parsin hatte man Roseggers Buch, das ewige Licht, mit großem Interesse gelesen. Durch Luzians Erzählungen waren ja die dortigen Verhältnisse und Ereignisse bereits einigermaßen bekannt geworden. So hatte sich Graf Below entschlossen, einen Teil seiner Sommerfrische im Torwald zuzubringen, zumal es jetzt dort recht still geworden sein sollte. Auf seine Anfrage hatte ihm Luzian den ausführlichen Brief geschrieben. Erwartungsvoll strebte das gräfliche Ehepaar dem Ziele zu.

* *
*

Im Hotel zu Oberschuttbach stehen die Belows am offenen Fenster. Wallende Nebel liegen über dem Thal. Nur dann und wann kommt die Turmspitze von Sankt Maria zum Vorschein. Nach der andern Seite schimmern die schneebedeckten Gipfel der Hohen Rauh im hellen Sonnenschein. „Sieh, da ist ja das Lichtl — das hohe C," sagt die Gräfin lachend und versucht den hohen

Ton herauszubringen. — „Ja, ja,“ sagt der Graf, „um Sankt Maria noch immer die neblige Dämmerung, wie vordem — und oben das Licht. Wie wenig ist doch die ewige Lampe imstande, die Dämmerung zu verscheuchen, und ich glaube, noch immer naschen die Mäuse von ihrem Öl.“ — — —

„Ob der Natur- und Sonnenmensch drüben auf der Grießelalm wohl einen oder den andern zum Licht geführt hat?“

Eben ging der Wirt vorüber. „Herr Steinbacher, dürfte ich Sie bitten, auf einige Minuten einzutreten“ — rief der Graf, und bald stand der Gerufene nach tiefer Verbeugung vor ihm. Er sollte Auskunft geben über den jungen Eschgartner, ob er noch lebe und wie's ihm gehe? Zuerst that er sehr verwundert. Der Name schien ihm fremd, er suchte augenscheinlich in seinen Erinnerungen. „Ja so,“ rief er plötzlich, „Ew. Gnaden meinen den aus dem ewigen Licht!“

„Ja, ganz recht; lebt der noch?“

„Ja schauen's — — halten's zu Gnaden,“ stotterte der gute Mann etwas verlegen, „das ist halt eine dichterische Figur. Auf der Grießelalm hat's wohl mal so an sonderbaren Kauz gegeben, der sich auf dem Stöckelstein gesonnt hat, Martin Hohenbacher ist sein Name gewesen. Ist einmal ein großer Naturheiliger — — Naturheilkundiger,“ verbesserte er sich, „hier in der Sommerfrische gewesen, ein Maler, der selber ohne Hut und Schuh, ja ohne Rock und Weste in den Bergen herumgestreift ist. Der ist in den Martel ganz vernarrt gewesen. Er hat ihn auch abgezeichnet, ganz wie er leibte und lebte. Das Bild hat er mir geschenkt; 's hängt

auch noch im Speissaal — aber 's ist gar arg ausgeblichen. Der Martel ist aber schon mehrere Jahre tot."

„Hat sich der Bursche denn sonst hervorgethan durch Werke selbstloser Liebe?" fragte der Graf. Der Wirt sah zuerst aus, als sei er in einer fremden Sprache angeredet, die er nicht verstehe. „Ich meine, ob er etwa einem Feinde das Leben gerettet habe?" erklärte der Graf.

„Daß ich nicht wüßte," war die Antwort. Zur Kirche sei er allerdings nur selten gekommen; aber von etwas Ähnlichem, wie der Abfertigung des Pater Chrysostomus schien nichts bekannt zu sein. Zuletzt habe er die Sterbesakramente empfangen und sei als guter Christ gestorben.

„Ich danke Ihnen für die Auskunft," sagte der Graf, indem er dem Wirte die Hand schüttelte. Der empfahl sich wieder mit ehrerbietiger Verbeugung. — Bald darauf wurde im Speisesaal das besagte Bild aufgesucht. Unter Glas und Rahmen hatte es meistens gerade in der Sonne gehangen. Es war fast nichts mehr davon zu erkennen.

„Ich glaube," sagte die Gräfin scherzend, „der ‚naturheilige' Maler hat die Federzeichnung mit seiner Füllfeder gemacht, in der er Anilintinte hatte!"

„Richtig!" erwiderte der Graf. „So erbleicht und verschwindet das Bild des Rolf, wenn es in die Sonnenstrahlen kommt! — — — Morgen gehen wir den Rauhgraben hinauf zu den Steinhäusern. Ich glaube, da werden wir realere Gestalten finden.

* * *

Am Nachmittage kommen unsere Freunde von einem prächtigen Spaziergang zurück. Die Gräfin hat reichlich

Alpenveilchen gepflückt und einen schönen Kranz daraus gewunden. Sie gehen am Kirchweg vorüber. „Komm, Kurt,“ sagt sie, „ich möchte doch einmal des alten Pfarrers Grab sehen.“ Sie steigen hinauf. Kommt da der Ignaz herabgesprungen, der Bursche aus dem Hotel. „Woll'n 'r Gnaden auch dem heiligen Joseph 'n Kranz bringen?“ ruft er ehrerbietig grüßend, — aber er ist so im Schuß, daß er die verneinende Antwort der Gräfin nicht abwarten kann. Sie lächelt. „Was sich die armen Leute nur mit ihren Heiligen so viel Umstände machen.“

Jetzt sind sie durch die Pforte eingetreten. Gleich rechts steht das steinerne Kreuz; am Sockel die Inschrift: „Die Liebe ist das ewige Licht.“ — Sieh', daneben liegt ein verdorrtes Kränzlein. Die Gräfin hebt es auf. In der Mitte ist ein Bildchen befestigt, ein Pröbchen von jener so verirrten populären Kunst, die unserm Volke sicherlich viel Schaden thut. Man sieht einen Herrn im blauen Frack, die Hand aufs Herz gepreßt, vor einer Dame im knallroten Kleide und darunter die Worte:

„Mein Herz flammt nur für dich allein,
Das soll die einz'ge Liebe sein!“

Ein dunkler Schatten zieht über das Gesicht der Gräfin. „Nein, sieh nur, Kurt, welche gräßliche Verirrung. Daran denken sie bei der Liebe und dem ewigen Lichte! Was würde der alte Pfarrer dazu gesagt haben!“

„Ihm hat das auch schwer auf dem Herzen gelegen. So geht es, wenn Menschen in der Finsternis tappen. Sie können selbst flüchtige Feuerfunken mit dem ewigen Lichte verwechseln. Und wie oft nehmen sie Irrlichter oder künstliche Leuchtkugeln und allerlei Gelicht dafür. Der alte gute Wolfgang Wieser hat auch vergeblich nach

dem wahren Lichte gesucht. Sonst hätte er die Liebe besser verstanden." Der Graf zieht ein Neues Testament aus der Tasche, schlägt 1. Joh. 4, V. 10 auf und hält es seiner Gemahlin hin. Sie nickt. „Nicht wir — sondern Gott uns" sagt sie.

„Es ist so," fährt er fort, „als wenn man die Rückseite des Spiegels ansieht, der das liebe Sonnenlicht in Fülle widerstrahlt, da bleibt man natürlich im Schatten."

„Aber nicht wahr, der alte Pfarrer ist doch ein guter Mann gewesen und hat redlich nach dem wahren Licht gesucht," entgegnet die Gräfin. „Es war nicht seine Schuld, daß er es nicht finden konnte — daß er beim Suchen auf so verkehrte Wege geraten ist — und auch andern verkehrten Rat gegeben hat."

„Ach so, du meinst, daß er den Luzian au den Rolf wies — weißt du, ich glaube, das hat er schon im Zustande der Umnachtung seines Geistes gethan; er war nicht mehr zurechnungsfähig."

„Der arme Mann," sagte die Gräfin. Mit einem Blicke herzlicher Teilnahme legte sie den Kranz auf das Grab.

„Gott wolle ihm aus Gnaden das ewige Licht geschenkt haben," schloß der Graf. Dann schritten beide still zur Pforte hinaus.

* * *

Bei der Abendtafel kam die Gesellschaft in einige Aufregung durch die Ankunft eines Touristen, der mit einem Führer über die Hohe Rauh gekommen war und nun erst in aller Dunkelheit das Quartier erreicht hatte. Die Gräfin erkannte zuerst den Herrn mit dem schwarzen

Vollbart trotz des Touristenanzugs. „Ist's möglich, Herr Pastor Moritz!" rief sie lebhaft. Der Graf ging ihm entgegen und begrüßte ihn herzlich.

„Sie scheinen sich noch auf Ihre alten Tage zum Bergsteiger und Alpenklubbisten auszubilden," sagte er scherzend.

„Ja, wenn der Löwe erst Blut geleckt hat, dann ist er nicht zu halten. Jeden Sommer etwas Alpenluft kann sich auch ein Landpastor gönnen, wenn er erst seinen Jüngsten durch's letzte Examen hat und NB. sonst keinen unnützen Aufwand macht."

„Hab's schon durch Freund Stelzenbacher erfahren, daß Sie im vorigen Jahre auch hier waren. Und wo sind Sie diesmal schon gewesen?"

„Nun bei ihm selber drüben in Kärnten. Ich komme direkt von Grießelbach. Eine tüchtige Tour ist's — reichlich 15 Stunden."

„Alle Achtung vor Ihrer Leistungsfähigkeit," versetzte die Gräfin; „aber nun erzählen Sie uns, wie geht es den lieben Leuten? Was macht die gute Gertrud? Wir wollen natürlich auch noch nach Grießelbach — aber nicht über die Hohe Rauh!"

Da hat denn Pastor Moritz viel erzählt von den treuen Arbeiten des Amtsbruders unter schwierigen Verhältnissen. „Er geht auch ganz tüchtig in der socialen Frage voran. Und dann die Frau Pfarrer! Es ist rührend, wie bescheiden sie sich in dem unzureichenden Häuschen eingerichtet hat. Und dabei hat sie noch zwei Waisenmädchen bei sich, die sie als treue Mutter pflegt. Grießelbach ist schon wie ein helles Licht, das weithin ins Land leuchtet." —

„Und nun noch ein Erlebnis, wenn Sie gestatten," fuhr er nach einer Pause fort, „ich bin noch ganz voll davon. Komme ich da vor etwa anderthalb Stunden zu den Steinhäusern. Es war schon ziemlich dunkel. Nur die höchste Spitze, das Lichtl, leuchtete wunderbar herab. — Hier heißt man's ‚die Ketzerecke', erklärte mir der Führer. Aha, denke ich, da sitzen Luzians Brüder. In dem einen Hause ist Licht. Ich höre schon von ferne Gesang. Richtig, sie müssen bei dem Abendsegen sein. Und wie ich vorüberkomme, vernehme ich ganz deutlich die Worte:

„Fahr hin! Ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint."

„Wahrlich, da ist das ewige Licht aufgegangen!"

Von demselben Verfasser sind folgende Schriften erschienen:

Missionsfeste und Missionspredigtreisen.

Erfahrungen aus dem Gebiete des pommerisch-märkischen Missionslebens.

In Novellenform. Mk. 0,50.

Leipzig, Fr. Richter.

Die Erzählung hat mit der vorstehenden viel Berührungspunkte, da sie ebenfalls in Parsin spielt und die mehrfach erwähnten dortigen Verhältnisse zur Knabenzeit des Grafen Below zur Darstellung bringt.

Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission.

3 Hefte, à Mk. 0,20.

1. Das Missionswesen in der Heimat. 2. Die Missionsgesellschaften. 3. Leben u. Wirken des Missionars in Südafrika.

Berlin, Buchhandl. der Berliner ev. Missionsgesellschaft.

Populäre Darstellung des elementarsten Missionswissens in Form von Spinnstubengeschichten.

Dornen und Ähren vom Missionsfelde.

1. Netla. 2. Jakob Zerere. 6. David Maschilo. 7. Vier Märtyrer auf Neu-Pommern. 8. Bunliong und Unong. 10. Bilder aus Sumatra. 12. Wangkitong u. Tsüliang.

Jedes Heft Mk. 0,10.

Berlin, Buchhandl. der Berliner ev. Missionsgesellschaft.

Populäre Missionsgeschichten.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.